Aus der Zweiten Heimat

von

J. P. Jooste
ehem. Buren-Kommandant
aus Pretoria

MERENSKY BIBLIOTEEK
ZPA 47 (66)
82,481

Aan

Professor J. de Flessis

Ik ben hoop dat 't lezen van dit boekje hem enige ogenblikken van genot zal verschaffen

Van zijn Vriend

P. S. van Heerden

Ladybrand.
23 Nov. 1918

Digitized by the Internet Archive
in 2016 with funding from
University of Pretoria, Library Services

https://archive.org/details/ausderzweitenhei00joos

Aus der zweiten Heimat.

Reisen und Eindrücke eines Buren in Deutschland.

(Voor vryheit en reg, liever dood zyn als kneg!)

von

J. P. Jooste (Pretoria), ehemal. Buren-Kommandant.

Preis 1 Mark, gebunden 2 Mark.

Alle Rechte vorbehalten.

3. Auflage. 11.—15. Tausend.

Berlin 1905

Kommissions-Verlag der Vaterländischen Verlags- und Kunstanstalt
SW., Johanniterstraße 6.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Mein erster Besuch in Deutschland 1
Nochmals in Deutschland 12
Erstes Auftreten als deutscher Burenredner 19
Unter den österreichischen Deutschen in Böhmen 28
Mit dem „Alldeutschen Verbande“ 34
Aus den Tagen der größten Burenbewegung 43
Ein Abstecher nach Rußland 55
Schweden und Norwegen 73
Unter deutschen Bauern im Odenwalde und in Thüringen 80
Unter den deutschen Burenfreunden in Oesterreich 93
Im deutschen Bauernlande Siebenbürgens 102
Etwas über Deutschlands Industrie 120
„Eine freundliche Warnung“ 126
Verschiedene Weihnachten 129
Licht und Schatten 140
Gedenktafel der Orte, wie ich sie nacheinander für unsere Sache besucht habe! 157

Vorwort.

Sehr geehrte Leser!

Wenn Sie vielleicht diese werke gekauft hat mit die absicht, etwas großartiges zu lesen, dann thun Sie am besten, Ihre glück in etwas anders zu versuchen.

Ich bin keine Schriftsteller und will es auch nicht werden! Gestatten Sie mir, daß ich es Ihnen auseinander setzen, wie ich überhaubt dazu kam diese Zeilen in Druck zu bringen.

Fast drei Jahren habe ich die ehre, Deutschlands Boden zu betreten, fast drei Jahren habe ich die unermeßlichen Sympathie des Deutsche Volkes für unsre Bure beobachtet und miterlebt, fast drei Jahren genießen ich persönliche freundschaft in Ihre land. Die gedanken kam in mir, daß wenn ich meine erlebnissen zuwachsen ließ unter das graß der zeit, ohne es meine Volke zu erzehlen, was für uns geschah, So würde ich eine unrecht begehen gegen das Deutsche Volk und zugleich das meinige dardurch schädigen.

In ander worten, — — — — Meiner überzeugung nach gehört diese drei Jahren zu den ereignissen unser Geschichte, deswegen unternahm ich, ein Buch darüber in Hollandische sprache zu schreiben, welches über das ganze Süd-Afrika verbreitet werden wird. Also! die haubtsache ist, ein Buch in Afrika zu verbreiten und keineswegs ein Buch gegen England, noch zu gunsten Deutschlands, sondern eine darstellung der tatsachen, welcher während diese zeit geschehen ist und mit unsre Buren Volk verknüpft sind. Zugleich auch werde ich, zwischen meine Reiseerinnerungen, versuchen, um meine Volk in ver-

schiedene fächer z. b. Landwirtschaftlich und Industriel zu unterrichten aus meine neu gewonene erfahrungen, wodurch ich meine, beide seiten nützlich zu sein.

Was weiß denn meine Volk von Deutschland?

In die Stätten und Dörfer war schon vor den Krieg, in die geschäftsleben, ein falsches licht geworfen worden auf allis, was „Made in Germany" hies. Auf die Farm, bei den einfachen Bur kam oft ein Mann mit eine Bundel hinten auf die rücken an Seine thür und als die Bur sich nach den Herkunft seiner besucher erkundigt, da war Ihm nicht offen gesagt worden: — Ich bin ein Polnische Jude — Sondern, ich bin ein Deutsche aus Preußen!

Nun will ich nicht im geringsten irgindwie verachtend über unse Polnische freund hergehen, aber ich will nach meiner Kenntnissen, selber in Preußen gesammelt, ruhig und unschuniert meine landsleute den unterschied zwischen den unappetitliche besucher und ein Deutsche German auseinander setzen.

Weiter! Die großte theil unser bevölkerung begnügt sich mit ein sehr beschränkte kentniß von fremden aller nationalitäten, grade wenn sie uns keine Schaden anthun, aber umgekehrte erfahrungen werden schneller weiter verbreitet. Weil nun, von welche lande auch, die auswandernde nicht allen ausgesuchte Idialmenschen sind, kommen wir, gezwungener weiße, in berührung mit fremde Elemente, die nicht eigentlich die Heimat richtig represeniert, und so kommt es, daß die Buren im algemeinen ein sehr mäßige meinung von die „Uitlanders" habe; wer schuld an diese falsche auffassung ist, überlassen ich den urtheil meiner leser. Hierzu kommt nun noch die erfahrungen, welcher unse Buren seit anfang des Krieges von die „Außen Welt" gemacht haben, und zwar fangen wir an in Amerika, von wo Schiffsladung nach Schiffsladung mit nahrungsmittel, Maultiere u. s. w. gegen uns hinaus geschickt war.

Oesterreich, Ungarn und Rußland besorgte die vornänste (für Afrika) Kriegs material, nämlich Pferde und Sättel. Aus Deutschland war Kanonen gelievert, und Jeder Bur weiß ganz genau „Krüger mußte von Köln zurück".

Ich höre meine leser fragen — Hat denn das Deutsche Volk sich nicht anders beteiligt? — Hierauf antworte ich aus dem Herzen: Jawohl! Jawohl! Ich weiß es, aber meine Volk weiß es nicht, und grade **das** will ich Ihn erzählen und die, milde gesagt, mißverständniß aufklären durch mittel meiner buch.

Auf Jeder farm muß ein Buch auf den tisch legen mit hübsche bilder darin, worunter Jeder Bure, Junge und Mädchen, der die zukunft Süd-Afrikas bilden muß, lesen kann, was die Deutsche Kameraden für ihr gespendit hat, was das Deutsche Volk getan, gefühlt und gehoft hat.

Jetzt aber kommt die schwierigkeiten, die da mit verknüpft sind!

Afrika ist verwüsted und grade der mann, die ich als leser wünsch, hat seine gelt auf ander notwendiger dinge zu gebrauchen, als es für Bücher anzuwenden, deswegen will ich es Ihm schänken Aber auch ich bin nicht in die lage, diese ziemlich kostspielige entschluß auszuführen, und betteln will ich auch nicht mehr, **daher** meine geschäftliche Idee und **anfrage um inseraten,** worüber ausführlicher hinten in diese werke steht, und einem jeden warmst empfohlen wird. Als ich nun mit diese bitte bei verschiedene meiner geschäftsfreunde herantrat und auf erfreuliche weiße unterstützung bekam, da wurde ich zugleich aufgefordert, diese Afrikanische werk in Deutsch übersetzen zu lassen, weil es viele meiner freunde interressieren wird, zu lesen, was ich eigentlich meine landsleute über Europa beziehungsweiße über Deutschland Geschrieben hat, und so ist diese heft entstanden, der zugleich darzu beitragen muß, meine Haubt-Idee zu bestreiten.

Natürlich ist es keine genauwe übersetzung, weil vieles in den Original für den Deutschen leser nur langweilig werden vorkommen, ich habe aber die haubtsache daraus behalten und manches zugefügt über unse Afrikanische dinge, die für den Deutschen hoffentlich von Interresse sein wird.

Wenn ich dies nun erscheinen ließ in meinen Afrikanischen Deutsch, so wie ich es nur durch hören gelernt habe, so würde die Mord auf Ihre Deutsche sprache doch eine zu große werden, darum habe ich ein freund gebeten, mein übersetzer zu sein; —

ich will der schreiber bleiben! Diese bemerkung machen ich, weil ich beim lesen von einselne sogenante „Buren-Bücher" gespürt habe, wie geduldig das papier ist, und wie wunderbar Schön mann mit ein fremde Kalb pflügen kann.

Obwohl ich gerne al meine nähere freunde erwähnt hätte, war es, der platzwege, doch nicht möglich; aber jeder ort, wo ich gesprochen habe, soll ein denkmal in diese meine bescheidene werk bekommen durch die Namen, hierin am schluß zu verewigen. Es ist mir auch ein bedürfniß, um beim schreiben derselben noch manche liebensvolle erinnerrung zu haben an zahlloßen Herrn und Damen, die für meine Volk im algemein und für mich persönlich ein treue herzliche und unfergeßliche freund und freundin sind.

Lesen Sie kritiklos, was ein einfache bur hingeschrieben hat, und bitte, empfehlen Sie es weiter Ihre bekanten kreise an (aber bitte nicht verleihen!), und helfen Sie mich dadurch in meine absicht, um eine Brücke zu bauen zwischen Deutschland und die herzen meiner Niederdeutschen brüder in Süd-Afrika.

Berlin,
im April 1904.

Ihr dankbare

Jakobus (Koos) Petrus Jooste.

Adresse nur: Berlin W. 9.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Liebe Freunde!

Die außerordentliche schnelle absatz, die meine kleine werk gefunden habe, veranlast mich noch, einselne worte hinzu zu fügen.

Innerhalb eine monat war die erste auflage von 5000 vergriffen und aus alle Theile meines zweiten Heimat (auch aus Holland, Schweiz, Oesterreich, Romänia und Rußland) bekam ich wirklich rürende briefen zugeschickt, die mir in unerwartet erfreuliche weise Ihre anerkennung aussprachen. Zumal ich für diese werk erst gar keine Verläger fand, freue ich mich doppelt und bin herzlich dankbar, in besitz solcher zeugnissen zu sein, die, wie mir ein Freund schreibt ein beweis sind, daß ich „die nagel auf die kopf geschlagen hat", und ein ander äußert sich volgender maßen: „Es ist nicht nur für den Afrikander von Wert, sondern auch lehrreich für uns Deutschen, voll zutreffender Bemerkungen, und ich habe mich zugleich über das offene Bekennen zum Christentum gefreut, da es fast scheint, als habe man bei uns heutzutage nicht mehr diesen Mut."

Von Pontius nach Pilatus bin ich nämlich gelaufen, und ein Jeder lehnte mir ab mit ungefer die gleichen grund: „Sie werden keine erfolg habe, denn Ihre Buch entspricht nicht dem, was die Deutsche Volk heutzutage brauch." — Ja, wenn ich nicht steifköpfig gewesen wäre, dann hätte ich aus verzweiflung meine Manuscript ins feuer gemissen, aber ich überlegte es mir und antwortete, daß ich die Deutsche Volk vielleicht besser kennen und genau weiß, daß es unter die viele Millionen

wohl noch ein paar tausend gibt, die etwas anders lesen werden als Hinteträp-Romanen oder „Aus einer kleinen Garnison" — Dinge, traurig genug, falls sie wahr sind, aber man sollte sie nicht an die nase von Jedes kind und fremde hängen.

Endlich erbarmte sich Jemand meiner und Ihm habe ich die vermittlung meines Verlags zu verdanken. Leider ruht er Jetzt schon in ein sehr frühen grab, betrauert von Jedem, der Ihm gekant hat, und nicht am wenigsten von mich.

Liebe Freunde! Auf grund Ihres mich stets bewiesene wohlseins komme ich nun zum Schluß mit die herzliche bitte, mich auch bei diesen zweite Auflage gütigs unterstützen zu wollen. Wälder gibs ja in Thüringe genug, um papier zu schaffen, selbst für eine driete Auflage!!!

Ihre bescheidene Bur

Berlin, im Juni 1904.

Koos Jooste.

Vorwort zur dritten Auflage.

Alle Freunde, die meine zwei Auflagen so überaus freundlich Verbreitet, und für Inseraten gesorgt haben, danke ich von ganzem herzen, und bitte um die gleiche wohlwollen für diese neue.

Ihr stets dankbare

Berlin, im März 1905.

Koos Jooste.

Mein erster Besuch in Deutschland.

Als ich im Dezember 1900 in Holland war, wurde ich von der „Buren-Zentrale für Bestrebungen zur Beendigung des Burenkrieges" zu München eingeladen, dort an einer Versammlung teilzunehmen. Ich zögerte nicht, meine Zustimmung zu geben, da ich selbstverständlich bereit war, alles zu tun, womit ich unserer Sache nützen könnte, und auch sehr danach verlangte, Deutschland und das deutsche Volk kennen zu lernen. Am 4. Dezember reiste ich von Amsterdam ab und war in kurzer Zeit über die Grenze hinüber. Mit einem Male sprach alles deutsch, und soviel Worte auch mit unserer Sprache übereinstimmten, so konnte ich doch im allgemeinen nichts verstehen. Glücklicherweise reiste Andries de Wet mit mir, und so konnten wir uns doch über das unterhalten, was wir aus dem Zuge heraus zu sehen bekamen. Als Junge habe ich viel über Deutschland gelesen, und von vielen Leuten in Afrika wurde mir erzählt, daß es in Deutschland sehr streng hergehe: es sei beinahe alles verboten, jedermann wäre ein Soldat, die Polizei schlösse einen ein, wenn man nur auf der Straße laut lachte und — alles, was in Deutschland gemacht würde, (made in Germany), sei billig und schlecht. In Holland wieder sagte mir einer meiner Freunde, die Deutschen seien ein aufgeregtes Volk und würden wahrscheinlich alle die Engländer nach der Versammlung totschlagen, die in München zu finden wären, und dann würde ich sicher ins Loch kommen. Nun war ich wirklich neugierig, dies vielbesprochene Land und Volk zu sehen, doch muß ich ehrlich zugeben, neugierig nicht ohne Angst.

In Köln sahen wir uns den Dom an, der auf mich den ersten großen und herrlichen Eindruck machte, so daß ich dachte, in diesem Falle wäre „made in Germany" wirklich keine Schande. Dann fuhren wir den berühmten Rheinstrom aufwärts mit seinen prächtigen Bergen und seinen Burgen auf den herrlichsten Punkten, mit dichtbelaubten Bäumen und Weingärten. Jeden Augenblick wurde die Landschaft anders, und ab und zu tauchten wir in das Gebirge hinein mittelst eines Tunnels. Der Strom leuchtete in unserer unmittelbarsten Nähe und auf den klaren Wellen zogen überall Schiffe mit ihren Flaggen, worunter ich auch eins mit unserer „Vierkleur" bemerkte — ein wohltuendes Gefühl in einem fremden Lande! Je weiter wir kamen, desto schöner wurde es, bis wir Bingen erreichten, das bei uns schon lange durch das englische Gedicht „Bingen, fair Bingen on the Rhine" bekannt ist. Das gewaltige Monument Kaiser Wilhelms I. bei Koblenz und das noch mächtigere Nationaldenkmal bei Rüdesheim auf dem Niederwald gab dem Fremdling einen tiefen Eindruck von Deutschlands Macht und Größe. Hier darf ich nicht verfehlen, ein Geständnis meiner Dummheit zu machen, die mich früher immer denken ließ, daß Bismarck einst deutscher Kaiser gewesen wäre. Und nicht nur ich allein glaubte das, sondern auch Tausende meiner Landsleute haben nie etwas anderes gewußt. Ging doch immer das Wort im Volksmunde, daß unser Oom Paul in Deutschland von dem „grooten Bismarck" empfangen worden sei.

Die ganze Nacht reisten wir durch und waren am folgenden Morgen in der Hauptstadt von Bayern, in München. Wie es so geht, wenn man in ganz fremde Verhältnisse kommt, daß einem erst kleine Dinge mehr auffallen wie große, so war auch das Erste, was mir auffiel, der spitze Hut mit langer Feder hintendran, der in München mit Vorliebe von den Männern getragen wird. Das zweite Wunderbare waren ein paar junge Herren mit bunten Mützen, die unserer Meinung nach direkt aus einer Schlacht kamen. Als ich den Hotelportier mit Hilfe der Sprache unserer lieben englischen Freunde fragte, ob denn in Deutschland oder wenigstens in Bayern auch Krieg sei, erklärte er mir, daß

die Herren deutsche Studenten seien, die ihre eigenen Kriege für sich fortwährend führten. Ein deutscher Mitkämpfer aus Südafrika, Herr Bluhm, besuchte uns im Hotel. Es war uns ein schönes Gefühl, einen Kameraden hier im fremden Lande zu treffen, mit dem wir uns über Elandslaagte, Ladysmith, Tugela usw. usw. unterhalten konnten. Er nahm uns mit in das Haus von Professor S....., wo wir in dessen Frau eine Dame kennen lernten, die unsere Sache besonders warm auf dem Herzen trug. Die Herren vom Komitee trafen wir später. Es waren alles Männer von Ansehen und Bedeutung, die aus lauter Mitgefühl uns ihre wertvolle Zeit widmeten, damals wohl auch nicht ganz ohne Risiko, da solch' eine öffentliche Protestversammlung in gewissem Sinne gegen den Willen der Regierung war. Es darf nicht vergessen werden, daß dies die erste große Protestversammlung war, auf der Buren in Deutschland zu Worte kamen; offen gesagt, kam ich mir wie ein Wundertier aus dem zoologischen Garten vor gegenüber der Menge, die mich staunend anstarrte und gewiß unter einem Bur sich etwas anderes vorgestellt hatte. Da sie gleichzeitig für mich die erste war, die ich erlebte, der dann allerdings Hunderte gefolgt sind, so will ich meinen Landsleuten und Freunden sie doch in ein paar Worten etwas näher schildern: Bereits lange vor der angesetzten Zeit war der große Kindl-Keller-Saal gedrängt voll, und wir hatten alle Mühe, durch die Menge hindurch, die auf 7000 Köpfe geschätzt wurde, auf die Plattform zu gelangen. So eine Begeisterung habe ich mir gar nicht vorstellen können von einem fernab wohnenden freien Volke für das unsrige wie die, welche ausbrach, als ich der Versammlung vorgestellt wurde. Die ganze Menge stand auf, schwenkte Hüte, Schirme, Taschentücher usw., und der Jubel war ohrenbetäubend, dazwischen immer wieder Stimmen, alles überschreiend: „Die Buren sollen leben, hoch Oom Paul, nieder mit England, fort mit Chamberlain usw." Dasselbe geschah, als Andries de Wet und Fräulein de Villiers vortraten, die auch aufgefordert waren, zu sprechen. Die Polizei saß auch auf der Plattform, um die Versammlung zu schließen, im Falle jemand zuweit gehen sollte.

Doch alles blieb in den Grenzen, und so lief die ganze Versammlung, sturmmächtig, wie sie war, gut vom Stapel, und ich freue mich, feststellen zu können, daß die Befürchtungen meiner holländischen Freunde nicht zutrafen — kein Engländer in München wurde infolge meiner Rede totgeschlagen, und ich kam natürlich auch nicht ins Loch. Als die Versammlung zu Ende war, kamen Tausende zu uns heran, um uns die Hand zu drücken, und verlangten unsere Unterschrift, die ich verweigerte, bis man mir erzählte, daß es nur einen Freundschaftsdienst bedeute. Ein Bur gibt nämlich nicht so leicht seinen Namen, er gibt sein Wort und damit fertig, und wenn seine Unterschrift verlangt wird, dann bedeutet das immer, daß man ihm nicht traut. Deswegen war es mir ganz wunderlich, und ich hatte keine Ahnung, daß man Unterschriften sammeln kann, bis ich allmählich die Sitte kennen lernte, als ich nicht nur in Versammlungen darum gebeten wurde, sondern mir auch von oft weither Gegenstände mit der Bitte zugeschickt wurden, meinen Namen darauf zu schreiben. Nie zuvor hatte ich gewußt, welchen Wert meine Namensunterschrift hätte, bis eine großherzige Dame aus dem Rheinland mir dafür eine Spende von Tausend Mark überwies. Natürlich bin ich auf Wunsch bereit, jedermann um solchen Preis meine Unterschrift zu geben.

Etwas weiteres Merkwürdiges war es für uns, zu sehen, wie in München getrunken wird. Das Bier hier ist berühmt, doch schmeckt es einem Buren nicht so gut als unser „kopje koffie" oder unsere Limonade. Natürlich wurde ich ausgelacht, wenn ich dies sagte. Nichtsdestoweniger habe ich meine Ansicht beibehalten, umsomehr, als ich sah, wie Tausende ihr eigenes Leben durch das Trinken von ganz unglaublichen Quantitäten Bier verkürzten, von denen manche Personen so dick werden wie ein Faß.

Da München eine prächtige Stadt ist, so blieb ich einige Tage dort, um alles zu besehen, und wurde überall auf die freundlichste Weise zugelassen und umhergeführt. Erziehung, Kunst und Wissenschaft trat überall in den Vordergrund. Doch auch hierbei ist für einen Buren vieles seltsam und unverständ-

lich. Das Wunderlichste war mir, als man mir berichtete, daß Professor S., unser großer Burenfreund, die Lehre verträte, daß wir Menschen vom Affen abstammten, wenn ich auch zugeben muß, daß der Gedanke an das Aeußere unserer Buschmänner unwillkürlich an die Richtigkeit dieser Lehre könnte glauben machen. Ein „Afrikander" muß sich auch lange daransetzen, um Kunst verstehen zu lernen. Als ich das erste Mal berühmte Gemälde sah, war es mir peinlich für die Dame, die neben mir stand. Ich ging sofort weiter, um sie nicht in Verlegenheit zu bringen, wurde aber zurückgerufen und darauf aufmerksam gemacht, daß dies schöne Bild von einem sehr berühmten Maler gemalt sei. Es gab eine furchtbare Heiterkeit, als ich sagte, das könne doch kein berühmter Maler gewesen sein, da er nur Fleisch gemalt hätte und keine schönen Kleider zu machen verstanden hätte. — Am andern Morgen standen wir auf, und was sahen wir? Es regnete nicht Wasser wie bei uns, sondern, wie es schien, weiße Wolle. Durch das Fenster sahen wir das erste Schneebild unseres Lebens. Die Häuser, Bäume und Sträucher, alles war mit einem weißen Laken zugedeckt. Wir sahen da auch den ersten Schlitten. Das Pferd war mit kleinen Glocken behängt und hatte eiserne Spitzen an seinen Hufeisen. So kam es in flottem Trabe über die glatte Fläche vorbei. Wir natürlich, neugierig, so schnell wie möglich unsern Kaffee getrunken und dann hinunter auf die Straße, um alles anzusehen. Doch mit einem Male lagen wir auf der Erde, als wenn wir auch Münchener Bier nach Münchener Maßen getrunken hätten. Alle Teiche waren zugefroren, und in dem großen Park lief man Schlittschuh, ein herrliches Wintervergnügen für jung und alt, das seit Jahrhunderten in Deutschland und Holland gepflegt wird, dessen Erinnerung uns aber im heißen Südafrika wieder verloren gegangen ist. Da alles so leicht über das Eis hinflog, so wollten wir es doch auch probieren. Es schien ganz leicht und bequem zu gehen; aber o weh, so schnell, um in unserer Sprache zu sprechen „zoo as die blitz met vet gesmeer" war unser Kopf da, wo eben noch unsere Füße waren. Das Eis war jeden-

falls nicht von Wolle oder Watte. Das fühlte ich nur zu sehr an den Teilen, die damit in Berührung kamen. Um noch mehr schwere Fälle zu vermeiden, hielt ich mich an jedem fest, der vorbei kam, zog aber gewöhnlich auf diese Weise noch andere mit mir nieder. In einem solchen Falle wurde eine junge Dame nicht wenig böse auf mich, als ich ihr in meiner Not um den Hals fiel. Als jedoch ein bekannter Herr sagte, daß ich ein Bur sei, da bekam die Sache ein anderes Gesicht, und sie reichte mir gern die Hand zur Versöhnung. Wieviele Male ist mir dies nicht später noch so gegangen, daß ich aus üblen Lagen durch die Sympathie für mein Volk gerettet wurde. Konstatieren möchte ich, daß ich heute mit Bequemlichkeit 50—60 Kilometer auf Schlittschuhen zurücklege, obwohl viele mir gesagt hatten, daß ich als erwachsener Afrikaner es in der Kunst des Eislaufs wohl nicht weit bringen würde.

Nachdem nun der Bericht über die Versammlung durch die Zeitungen bekannt geworden war, kamen von allen Seiten Einladungen, und so beschlossen wir, noch weiter in Deutschland zu bleiben, und es wurde abgemacht, daß de Wet in die eine und ich in die andere Richtung gehen solle. Die zweite Versammlung fand in Leipzig statt und war vom „Alldeutschen Verbande" einberufen worden, einer Vereinigung, welche ungefähr unserem „Afrikander-Bond" entspricht. Da der eine Saal, so gewaltig groß er auch war, sich für die Burensympathie als viel zu klein auswies, beschloß man, in noch einem Saale, der in der Nähe war, dasselbe Programm durchzuführen dadurch, daß man eine halbe Stunde später anfing. Beide Säle waren bis auf den äußersten Winkel gefüllt. Eine holländische Dame, Frau Snoer, übertrug meine Ansprache ins Deutsche. Professor Hasse, der Vorsitzende des „Alldeutschen Verbandes" und der Vertreter von Leipzig im deutschen Reichstage, und noch ein anderer Herr traten mit warmen Worten für das Recht unserer guten Sache ein. Die Begeisterung war unbeschreiblich groß, und manchem Mann und mancher Frau liefen die Tränen über die Wangen, als ich von den Leiden unseres Volkes erzählte. Da ich früher nie öffentlich gesprochen hatte, fiel

es mir natürlich ein wenig schwer, vor so einer Menschenmenge aufzutreten; aber das andächtige Gehör, das mir die Versammlung schenkte, nahm mir, wie wir sagen, de knoop uit de keel, den jeder Sprecher bei seinem ersten Auftreten gegen seinen Willen spürt.

Je mehr ich die Deutschen kennen lernte, desto mehr konnte ich eine wirkliche Verwandtschaft mit uns sehen, ja, viele Gesichter kamen mir so bekannt und verwandt vor, daß ich an manchen Freund oder manche Freundin in Südafrika denken mußte. So war es auch in den Gebräuchen, und besonders konnte ich mich gar nicht anders wie zu Hause fühlen, als ich in Leipzig im Hause des Herrn Dr. Schm. als Gast denselben Gebrauch fand, mit dem ich aufgewachsen war, und den ich oft in Europa vermißte: das Gebet bei Tische. Hier wird meist nicht gebetet und auch nicht gedankt, so wie es bei uns in jedem Hause Gebrauch ist. Viele denken nicht daran und sagen, daß es nur eine alte Mode sei, andere halten es nicht für vornehm, andere wieder meinen, es könnte ihren Gästen peinlich sein. Mag dem sein, wie es will, nach meinem Gefühl versäumt ein Vater seine Pflicht, wenn er mit seiner Familie bei einem guten Essen sitzt und dem nicht dankt, der es ihnen geschenkt hat.

Ein paar Tage später sprach ich in Plauen, einer großen Fabrikstadt Sachsens. Frau Snoer war so freundlich, ihre Zeit in unserm Dienste aufzuopfern und mitzukommen. Hier hatte ich die Ehre und die Freude, die Bekanntschaft des Professors Tille zu machen, den englische Studenten in England in brutaler Weise behandelt haben, nur weil er burenfreundlich gesinnt war. Er war, obwohl ein Angehöriger des Deutschen Reiches, Lehrer an einer englischen Universität und hatte ganz ruhig seine Meinung über das Unrecht, das England den Buren täte, gesagt. Obwohl er so nichts anderes gesagt hatte, wie viele Pro-Buren und Pro-Buren-Zeitungen in England damals täglich ausführten, wurde er von seinen eigenen Zuhörern mißhandelt und wäre, wenn ihm nicht von anderer Seite Hilfe gekommen wäre, von diesen „gebildeten" jungen Männern elend

ertränkt worden. Dies Erlebnis, was Herr Professor Tille selbst erzählte, gab mir den Anlaß und das Recht, zu sagen, daß sein Erlebnis die beste Bekräftigung und Bestätigung von allem sei, was ich zu erzählen hätte. Wenn England dies tat mit einem Untertan des mächtigen Deutschland, dann könnte sich die Versammlung denken, wie man erst mit Untertanen des kleinen Transvaal umgegangen sei. Die Versammlung verlief in demselben guten Geiste wie die vorige, und am Ende

Wie man mir in Plauen meinen deutschen Wanderstab schenkte.

überreichte mir der Vorsitzende der Ortsgruppe Plauen des „Alld. Verbandes" einen großen Lorbeerkranz als Ehrenbeweis für unser Volk. Es war der erste Kranz, den ich im Leben bekam, und ich wußte gar nicht, was das heißen sollte, und was ich damit machen sollte. Deshalb machte ich auch keine Dankesverbeugung und fürchte, dadurch manchem in der Versammlung den Gedanken gegeben zu haben, daß wir Buren doch in der Tat keine Lebensart besäßen. In Plauen besah

ich auch verschiedene Fabriken, die mir von dem ehrenvollen Platz, den Deutschland auf den Industriegebieten einnimmt, den ersten Eindruck gaben. Ich bekam Spinnereien, Klavierfabriken und besonders Fabriken, wo Spitzen, Bänder und Gardinen gemacht werden, zu sehen. Wenn ich mich unterhalten wollte, so mußte ich erst immer fragen, ob da jemand wäre, der Englisch spräche, sonst konnten wir uns nicht verständigen. Eine Dame fragte mich deshalb, ob es mir nicht peinlich sei, die Sprache von unsern Feinden zu benutzen. „O nein," antwortete ich ihr, „so gut, wie General de Wet jetzt nur noch mit englischem Gelde und englischen Gewehren kämpft, scheue ich mich auch nicht, ihre Sprache zu gebrauchen, wenn sie mir nützen kann."

Da die Zeit sich dem Weihnachtsfeste näherte, so reiste ich mit einem Umwege nach Holland zurück und blieb einen Tag in Berlin, wo es mir eine Merkwürdigkeit war, die Tausende zu sehen, die, mit verschiedenen Packen und Päckchen und mit kleinen Christbäumchen beladen, nach Hause eilten, um dort ihren Kindern eine Freude zu bereiten. Da mußte ich doch so denken: „Wie wunderlich es doch im Leben zugeht. Während hier alles Freude auf Weihnachten zeigt, während sich alles bestrebt, dem andern Freude zu machen, trägt bei uns der Vater ein Gewehr statt eines Christbaumes, die kleinen Packen bei uns sind Patronen, und die Mutter sitzt voller Angst und Kummer da und kann ihren Kindern keine Freude bereiten, im Gegenteil, Gefahr und Hunger stieren ihnen ins Gesicht." Berlin machte auf mich einen großartigen Eindruck, und auffällig war zu sehen, wie schön alle Straßen, Parks und öffentlichen Plätze gehalten waren. Sobald ein Schneesturm vorüber war, sah man Tausende von Arbeitern den Schnee zusammenfegen und ihn wegfahren, und nach kurzer Zeit waren die Straßen wieder so glatt und sauber wie zuvor. Von des Kaisers Schloß war ich recht enttäuscht, da ich mir bis dahin ganz etwas anderes vorgestellt hatte, zum mindesten, was die Außenseite betrifft. Es sah so schwarz aus und hat nach meinem Geschmack zuviel Fenster, überhaupt alles altertümlich, das war mir anfangs

ganz unsympathisch, bis ich meine Augen etwas daran gewöhnt hatte, und mir die deutschen Freunde sagten, daß gerade das Dunkle und Alte, Historische den Wert ausmache. Anfangs tat es mir immer leid, daß so etwas nicht schön weiß, mit frischen Oelfarben angestrichen war, um freundlich und hell in der Sonne zu glänzen. Aus diesem Grunde hat mir das Schloß in Schwerin immer am besten gefallen. Meine deutschen Leser dürfen mir nicht übel nehmen, daß ich rede, wie mir der Schnabel gewachsen ist, und wie mein Geschmack nun einmal ist. So kann ich auch nicht verhehlen, daß ich der Ansicht war, es wären in Berlin viel zu viel Denkmäler aufgerichtet. Doch das alles ist Geschmackssache! — — Im Zuge von Berlin nach Hamburg traf ich einen guten Burenfreund, aber es dauerte lange Zeit, ehe er glaubte, daß ich ein Bur wäre, nur weil ich ihm nicht dunkel und schwärzlich genug aussah. In Hamburg konnte ich die Menschen schon viel besser verstehen, weil man dort einen sogenannten plattdeutschen Dialekt spricht. Da es auf Weihnacht ging, blieb ich nicht lange dort. Zudem konnte man von dem großen Schiffsverkehr auf der Elbe nicht viel sehen, da fast alles im Eise fest eingekeilt lag. Merkwürdig ist es, wie leicht man gegen die Gesetze eines Landes verstößt, wenn man die Sprache nicht versteht. Infolge des großen Verkehres ist hier alles anders als bei uns, und dadurch, daß ich Inschriften nicht lesen konnte, geriet ich leider manches Mal in Lokalitäten, die nicht für Herren waren, und mußte es mir gefallen lassen, mit Schimpf und Schande hinausgejagt zu werden. Auch meine Abfahrt von Hamburg war nicht beneidenswert. Ich verlangte am Schalter, wie es in Afrika üblich ist, ein „ticket" nach Amsterdam. Der Herr erwiderte etwas, was ich nicht verstand, und ich wiederholte: „Een ticket naar Amsterdam!" Darauf bekam ich endlich ein Billet, wurde aber an der Sperre zurückgewiesen. Nach vieler Mühe verstand ich, daß hier kein Eingang sei. Schließlich erreichte ich den Zug nach Amsterdam, stieg wie bei uns in ein Abteil 2. Klasse und machte mir's für die lange Reise bequem. Aber meine Bequemlichkeit dauerte nicht lange. Nach wenigen Augen-

blicken hatte ich schon mit einem Kondukteur einen Streit, und meine Sachen wurden aus dem Zuge geholt. Ein Hoteldiener, der englisch verstand, wurde herbeigerufen, und da erfuhr ich, daß ich ein Billet 4. Klasse hatte, das über eine andere Strecke giltig war. Schnell ein anderes gelöst, aber als ich zurückkam, fuhr der Zug vor meiner Nase ab nach Amsterdam. Glücklicherweise fahren hier die Züge schnell hintereinander, nicht so wie bei uns, wo man nur jede Woche am Mittwoch einen Schnellzug hat. Also lasse ich schleunigst nochmals ändern über Osnabrück, gebe allen guten Ratgebern die nötigen Trinkgelder und steige dann mit erleichtertem Herzen nochmals ein. „Jetzt kann mir nichts mehr passieren, mein Billet nach Amsterdam ist vollkommen in Ordnung.“ Kaum habe ich mich gemütlich hingesetzt und meine Reisemütze aufgesetzt, als wieder ein Kondukteur erscheint und mich wieder zum Aussteigen auffordert. Ein zweiter Streit folgt. Wieder wird der hilfreiche Hoteldiener herbeigerufen und erklärt mir, daß ich mich in einem Frauenabteil befinde. Obwohl ich sage, daß es mir nichts ausmache, da ich keine Angst vor den Damen habe, und daß bei uns die Damen gern mit den Herren zusammenführen, um Unterhaltung zu haben, so half doch alles nichts. Ich wurde nun von dem Schaffner selbst in das richtige Abteil gewiesen, und endlich fuhren wir ab — Gott sei Dank — nach Amsterdam. Um mich von den vielen Strapazen zu erholen, steckte ich mir behaglich eine Hamburger Zigarre an, bemerkte aber sofort an dem Gesichte meiner Nachbarin, daß ihr etwas nicht paßte. Ich dachte jedoch: „Alte Damen soll man nicht verwöhnen,“ und so dampfte ich weiter, bis mir auf der nächsten Bahnstation auf den Hilferuf meines Gegenübers der unvermeidliche Schaffner mit großer Mühe klar machte, daß ich mich in einem Nichtraucher-Coupé befände. Wie froh ich war, als ich über die Grenze war und wieder holländisch sprechen konnte, läßt sich denken.

Nochmals in Deutschland.

Mein erster Aufenthalt in Deutschland war, abgesehen von den kleinen unbequemen Nebenabenteuern, ein so angenehmer gewesen, daß ich mit großem Vergnügen im Beginn des Januar neuen Einladungen nach dorthin folgte. In Ulm ging es mit dem Dolmetschen schon recht kompliziert zu. Herr Dr. M . . . aus München, verdolmetschte meine Rede, jedoch ohne selbst ein Wort holländisch zu verstehen. Ich mußte ihm daher vor der Versammlung alles auf englisch sagen, was ich später sprechen würde. Wir einigten uns auf bestimmte Stichwörter, und obwohl gewiß nicht alles akkurat übersetzt war, ging es doch so gut, daß viele aus der Versammlung ihn fragten, wie lange er in Afrika gewesen sei. Im Februar nahm die Begeisterung für Burenversammlungen so stark zu, daß ich unmöglich alle zufriedenstellen konnte. Von allen Teilen des Landes schrieb man uns: „Kommt zu uns, wir wollen auch unsere Stimme gegen die Greuel Englands erheben und unsere Börsen für unsere verwandten Brüder und Schwestern in Südafrika öffnen!" Gerade zu dieser Zeit lag Andries de Wet krank in Frankfurt, und so wurde ein anderer Kriegskamerad, Alexander Saudenbergh, aus Holland gerufen, um mich zu unterstützen. In München wurde die Reise organisiert, und Pfarrer Schowalter, der durch einen zweijährigen Studienaufenthalt in Holland der holländischen Sprache mächtig war, opferte seine kostbare Zeit, um eine Reihe von Versammlungen mit mir zu unternehmen. Es ist überflüssig, jede einzelne besonders zu berühren, doch Mainz darf ich nicht unerwähnt vorübergehen lassen. Dort traf ich auch einen Kampfgefährten, den Oberlehrer Henkel, der während des Krieges aus Deutschland fortging, seine Stellung aufgebend, nur mit dem einen Gedanken: „Ich will den Buren helfen!" Ich schämte mich, als man es mir erzählte, wenn ich dabei an die vielen geborenen Afrikaner dachte, denen man wahrlich nicht nachsagen konnte, daß ihnen das Wort, das ein fremder Deutscher im

Herzen getragen, nur in den Sinn gekommen wäre, das Wort: „Ich will den Buren helfen!" Und auch jetzt noch stand er uns bei durch sein Wort und auch durch ein Buch, das er schrieb, seinem Volk das Lob der Buren zu erzählen. Rechtsanwalt Claß, der Vorsitzende von dem dortigen „Alldeutschen Verbande", sprach mit flammenden Worten, und immer wieder unterbrachen ihn Stimmen aus der Menge mit Hochrufen auf Oom Krüger, Steijn und de Wet, die von den über 6000 Versammelten mit donnerndem Jubel aufgenommen wurden.

In Gießen kam ich zum ersten Male mit deutschen Studenten in nähere Berührung. Es war mir eine große Freude, zu sehen, wie warm die Jugend für eine ideale Sache fühlte. Mancher junge Mann sagte mir mit glühenden Augen: „Ich wünschte, daß ich in Ihrem Lande wäre, um Ihrem Volke im Kampfe für seine Freiheit fechten zu helfen!" Es war das erste Mal, daß ich etwas vom eigentlichen studentischen Leben sah. Als ich in den Saal kam, wo sie ihre „Kneipe" hatten, war mir die Sache wunderlich. Oben am Tisch ein Herr mit einem Säbel, mit dem er mächtig knallend auf den Tisch schlug, alle mit komischen Mützen im Zimmer auf dem Kopf und einzelne an Ohren und Backen mit großen Verbänden und Pflastern, sodaß die Sache einen ganz gefährlichen und mörderischen Eindruck machte. Es lief aber alles sehr gemütlich ab, und ich fühlte mich riesig wohl. Nur zwei Gedanken quälten mich: „Wenn die Herren Studenten immer so „früh" aufbrechen, dann ist es zu spät." Und zweitens: „Wenn gewöhnlich soviel Bier getrunken wird, dann könnte es ruhig etwas weniger sein."

Marburg, Göttingen und Kassel standen mit ihren Sympathiekundgebungen nicht zurück. Endlich am 12. März kamen wir nach Berlin. Hier hatte der „Verein Deutscher Studenten" alle Vorbereitungen getroffen. Diese Versammlung war wohl eine der wichtigsten, da sie in der Hauptstadt des Reiches stattfand. Man fürchtete sogar etwas Außergewöhnliches und ließ deswegen das englische Konsulat von Polizei bewachen. Doch war dies recht überflüssig und unnötig, da die Studenten eine zu gute Erziehung genossen haben, als daß sie sich an

einem englischen Konsul oder Gesandten vergreifen würden. Die Versammlung, die von Herrn Eichler, dem Redakteur der Deutschen Zeitung, die immer besonders warm für unsere Burensache eingetreten war, meisterhaft geleitet wurde, verlief in stürmischer Begeisterung, wie sie nur entstehen kann, wenn viele Tausende von warmherzigen und heißblütigen jungen Männern für eine Sache ganz durchglüht sind. Herr Hofprediger Stoecker nahm hierbei kein Blatt vor den Mund, und vielen der Teilnehmer wird, wie mir, noch jene Kraftstelle seiner Rede in Erinnerung sein, in der er die Vorzüglichkeit der englischen Kabel als das einzig lobenswerte an den Englän-

Herzliche Abschiedsgrüße am Marburger Bahnhof.

dern hervorhob, dabei aber gleich hinzufügte, daß die armen Fische, welche das Kabel berührten, wohl alle an den Lügen gestorben wären, die durch dasselbe ihren Weg fanden. Eine zweite Versammlung wurde von dem „Deutschen Volks-Bund" einberufen. Diese Versammlung wurde von dem Vorsitzenden des „Deutschen Volks-Bundes", Professor Dr. Förster, durch eine Ansprache eröffnet, die mir nach meiner schwachen Kenntnis der deutschen Sprache in ganz besonders schönem Deutsch aufgebaut zu sein schien. Ein bekannter Berliner Geistlicher, Pastor Riemann, hielt dann eine ergreifende Ansprache, in welcher er betonte, daß er unsere Sache für heilig genug halte, um auch am Sonn-

tage in eine Versammlung zu kommen, die im Interesse des Burenvolkes abgehalten werde. Das hat mich überhaupt in den deutschen Versammlungen immer tief ergriffen, daß es nicht nur ein äußerliches Interesse, oder, wie so viele behaupten, nur die Abneigung gegen England war, welche deutsche Männer und Frauen zu Tausenden zusammentrieb, um für die Burensache einzutreten, sondern ein Gefühl, das ich fast religiös nennen möchte, von so heiligem Ernste, von solch tiefer Begeisterung für die Sache der Gerechtigkeit, der Wahrheit und der Freiheit war es getragen. Viele kamen meilenweit gegangen, oft in grimmer Winterkälte und durch tiefes Schneegestöber, um für die Burensache einzutreten. Mögen meine lieben Landsleute, wenn sie einmal diese Worte lesen, doch immer dafür Sorge tragen, daß unsere Sache stets eine heilige bleibe, damit solche Männer keine bittern Enttäuschungen an uns erleben müssen!

Auch meine Erfahrungen im deutschen Studentenleben hatte ich während dieses Berliner Aufenthaltes Gelegenheit zu bereichern, und das war mir sehr lieb; denn man kennt nicht das ganze Deutschland, wenn man nicht gerade in dies eigenartige Leben der Studenten, die förmlich einen Staat im Staate bilden, einen Einblick getan hat. Als ich im „V. D. St." verkehrte, da imponierte mir besonders ein Wort, das, zumal, wenn der Säbel des Vorsitzenden der Gesellschaft, der an Stelle der Glocke diente, auf die Tafel schlug, laut ausgerufen wurde, das Wort „Silentium"! Ich verstand freilich nicht, was es hieß, es klang auch nicht deutsch, aber das Wort hatte große Disziplinwirkungen, und ich merkte, daß jedesmal alles aufmerksam wurde, wenn es erscholl. Das sollte mir am folgenden Tage, als ich zu einer weiteren Versammlung nach Stettin reiste, von Nutzen werden. Der Eberswalder Bahnhof ist berühmt durch seine Spritzkuchen. Ich hatte große Neigung, davon Gebrauch zu machen, denn ich bin alles andere eher als ein Kostverächter und habe dadurch, glaube ich, meinen deutschen Freunden manchmal Anstoß gegeben. Es scheint, als wenn in Deutschland man so rechnet: der Kuchen und die Süßigkeiten für die Frauen und Kinder und das Bier und der Tabak für die

Männer. Bei uns zu Hause ist das anders. Wir Buren lieben das Süße sehr, und man wird sehr oft sehen, daß ein alter Bur mit mächtigem Bart und großer Flinte die Tasche voll Bonbons hat und mit Vergnügen davon ißt. Wir sehen nicht ein, warum wir uns schämen sollen, Süßes zu essen, wo man doch in unserer und auch in der deutschen und englischen Sprache

Studentenversammlung in Berlin.

mit dem Worte „süß" immer etwas schönes und angenehmes bezeichnet. So wollte ich denn auch meinen Spritzkuchen haben; aber mein mitreisender deutscher Freund wollte mich, wie man bei uns sagt, „in die Klammer sitten", indem er sagte, ich solle mir nur selber welchen bestellen, und sich darüber freute, daß es mir bei meinem mangelhaften Deutsch nur schlecht gelingen würde. Das Wort „Kellner" war mir damals noch

unbekannt, aber das Wort, was ich im „V. D. St." gehört hatte, war mir noch frisch im Gedächtnis, und so machte ich kurzen Prozeß, steckte den Kopf zum Fenster hinaus und rief mit mächtiger Stimme: „Silentium! Spritzkuchen!" Wenn auch alles auf dem Bahnsteige und im Wagen schrecklich lachte, ich hatte jedenfalls meinen Zweck erreicht und bekam, was ich wünschte.

Stettin ist eine sehr stattliche Stadt an der Oder, in der Nähe der Mündung derselben in die Ostsee, gelegen, außerordentlich reich an Werkstätten für Schiffbau. Dort wurde auch damals auf dem „Vulkan" gerade das größte Schiff der Welt gebaut. Je mehr ich überhaupt in Deutschland umherreiste und Gelegenheit hatte, alles zu sehen, desto mehr wurde ich überzeugt, daß „made in Germany" einen ehrenvolleren Platz in der Welt einzunehmen verdient, als das „made in Manchester", das in Afrika noch immer als besonderer und höchster Ruhmestitel gilt.

Folgende Begegnung beweist, wie klein die Welt ist. Als ich in Afrika im Jahre vor meiner Ausreise nach Europa von Brandford nach Pretoria reiste, saß in meinem Wagenabteil ein deutscher Arzt vom „Roten Kreuz". Wir unterhielten uns gut miteinander; und da dieser Herr unserer Regierung mehrere Wünsche vorzutragen hatte, so konnte ich ihm noch freundschaftlich behilflich sein. Derselbe Mann kam in Stettin während der Versammlung auf mich zu, und wir erkannten einer den andern sofort, obwohl wir in unsern europäischen Abendanzügen ein etwas anderes Aussehen hatten als damals in unsern tüchtig mitgenommenen Feldkostümen. Wir hatten es damals beide, jeder in seiner Weise, nicht zu leicht und nicht zu bequem; und doch, als wir uns wiedersahen, waren wir darüber einig: „Es war trotz alledem doch eine schönere und herrlichere Zeit!"

Ich weiß, daß meine afrikanischen Leser sich über die verschiedenen Vereinigungen und die vielen Parteien, die in Deutschland sind, wundern werden. Ich selbst wundere mich auch noch heute darüber und bin noch nicht imstande, nach 3 langen

Jahren nur einen Teil davon unterscheiden zu können. Das bringen die Umstände mit sich, wenn man nur bedenkt, daß Deutschland aus 26 verschiedenen Staaten besteht, die in und nach dem Kriege gegen Frankreich im Jahre 1870/71, ihrer alten Stammes- und Blutsverwandtschaft wieder eingedenk, sich verbunden haben. Außerdem gibt es hier die verschiedensten Glaubensgemeinschaften (außer den vielen, die an nichts glauben!) Protestanten, Katholiken und Juden, Sekten aller Art. Auch unter den Protestanten gibt es noch wieder die verschiedensten Abarten und alle haben das Bedürfnis, sich irgendwie in Vereinen oder Parteien zusammenzutun.

Als ich später Gelegenheit hatte, einen Wahlkampf zu beobachten, da entdeckte ich noch zwei Parteien, nämlich, neben den Deutsch-Nationalen waren die Deutsch-Ganzegalen und neben den Deutsch-Freisinnigen die Deutsch-Eigensinnigen. Allerdings waren diese nicht in üblicher Weise eingeschrieben, trotzdem sie zahllose Mitglieder zählten. Aus diesen Gesichtspunkten heraus kann ich euch, liebe Landsleute, nicht genug warnen vor ähnlicher Parteizersplitterung. Halten wir fest an unserm „ein einiges Afrika für die Afrikander-Partei", und bleiben wir aufrecht und treu in dem Pfad unserer Vorväter, eine Kirche, eine Hoffnung, ein Gott!

Erstes Auftreten als deutscher Burenredner.

Ich war von Herrn Dr. Reismann-Grone aufgefordert worden, in Essen und Umgebung Vorträge zu halten. Unterwegs traf es sich zufällig, daß in Münster an demselben Nachmittage, wo ich dort hinkam, eine Versammlung stattfinden sollte, in welcher Andries de Wet zu sprechen hatte. Ich beschloß deshalb hinzugehen, um mir einmal eine solche Versammlung incognito anzusehen. Schon an der Eisenbahnstation war eine ungeheure Menschenmasse und die Herren vom Komitee mit Vierkleurschleifen an der Brust und hohen Hüten aufgestellt, alle in der größten Unruhe und Enttäuschung, weil Andries de Wet und die beiden anderen erwarteten Buren nicht ankamen. Ich ging inzwischen ins Hotel und wurde dort durch mein schwaches Deutsch verraten. Eine begeisterte Begrüßung brach aus, als einer der Bedientesten ausrief: „Burenkommandant Jooste ist unter uns!" Das Komitee stürzte sich auf mich und flehte mich an, ihm aus der Verlegenheit zu helfen. Es war nicht das erste Mal, daß die Abmachungen nicht klappten, und daß ich als eine andere Person auftreten mußte. Jedoch weigerte ich mich zuerst, es zu tun, und ließ mich später nur den Herren vom Komitee, zumal dem Vorsitzenden zuliebe umstimmen, der mir sagte, daß die Tausende in dem Saal bereits ganz aufsässig geworden seien, weil de Wet noch nicht da sei, und daß er in Gefahr stände, totgeschlagen zu werden, wenn er nicht schleunigst einen Buren zum Vorschein bringe. Beim Eintritt in den Saal wurde ich stürmisch begrüßt. Das Scherzhafte dabei war, daß mich alle für de Wet hielten. Ich sah mich daher veranlaßt, meinen Vortrag folgendermaßen zu beginnen: „Hochverehrte Versammlung! Ich kann mir nicht helfen, ich muß Sie heute mit den Engländern vergleichen. In Südafrika haben sie oft in großen Massen versucht, de Wet zu umzingeln und gefangen zu nehmen. Doch immer mußten sie enttäuscht und mit langer Nase abziehen, de Wet war nie zu finden. Sie sind hier in

großen Massen versammelt, um auch einen de Wet mit Ihrer Sympathie zu umgeben und zu umzingeln, und auch hier ist der de Wet nicht zu finden. Nun hoffe ich nur, daß Ihre Enttäuschung nicht so groß sein wird, wie die der Engländer immer war, da ich Ihnen im Grunde alles genau so erzählen kann, wie er es Ihnen gesagt hätte. Der einzige Unterschied zwischen ihm und mir ist der, daß er etwas jünger und schöner ist als ich."

Am 11. März kam ich zum Vortrage nach Wanne. Dort sollte ein holländischer Burenfreund meine Worte verdolmetschen, doch es wollte absolut nicht gehen, da er mich wegen des Unterschiedes zwischen dem reinen Holländisch und unserer „Burentaal" nur sehr schlecht verstand. Wenn ich z. B. sagte „die pert", so wurde es ihm nicht sofort klar, daß ich „het paard" meinte und so fort. Ich begann darum, in den wenigen deutschen Worten, die ich verstand, langsam weiterzusprechen, und wahrhaftig, alles verstand mich. Einige Worte, wo ich ganz fest saß, sagte ich in Englisch, und die wurden dann von einem Herrn ins Deutsche übertragen. So ging es langsam vorwärts. Allerdings muß ich sagen, daß ich mich gerade in der Gegend von Deutschland befand, die nicht fern von der holländischen Grenze gelegen ist, und in welcher ein plattdeutscher Dialekt gesprochen wird. Jedenfalls war ich nicht wenig stolz darauf, es soweit gebracht zu haben, daß ich meine erste Rede in deutscher Sprache halten konnte.

Meine Landsleute wird es zur Kenntnis des Klimas von Deutschland interessieren, daß es in diesem Frühjahrsmonat, noch wieder so heftig zu schneien anfing, daß die Schienenwege der Eisenbahnen stellenweise gänzlich verwehten, und daß überall Telegraphenpfosten unter der schweren Last der Schneemassen zusammengebrochen waren. Aber eine solche Schneelandschaft ist doch etwas ganz Prachtvolles, und man kann sich nur dann ein Bild von ihrer Schönheit machen, wenn man sie selbst gesehen hat. Von Wanne aus kam ich nach Essen. Herr Pastor D... aus Kaiserswerth hatte die Güte gehabt, extra dorthin zu reisen, um meine Rede zu verdolmetschen, doch es war nicht mehr notwendig, ich sprach wieder deutsch, und es ging schon

ein gut Stück besser, da ich mich fleißig bemüht hatte, den ganzen Tag über alle die Worte, die mir am Abend vorher versagt hatten, aufzuschreiben und mir einzuprägen. Man darf nicht vergessen, daß die deutsche Sprache eine sehr schwere ist, und daß es noch keine 75 Tage herwaren, seit ich zum ersten Mal in das Land gekommen war. So kam es natürlich krumm und schief heraus, aber man verstand mich, und das war mir die Hauptsache. Die vielen verschiedenen Artikel richtig zu benutzen, war und ist mir noch heute nicht möglich. Infolgedessen sagte ich anfangs grundsätzlich für alles „die", sowie es in unserer Burensprache ist. Eine andere Schwierigkeit war für mich, bei der Erwähnung von Tieren die männlichen und weiblichen Tiere richtig zu bezeichnen. So konnte es mir passieren, daß ich eines Abends, wo ich von einem jungen Mutterschaf zu reden hatte, im Bestreben, es möglichst gut zu machen, ein „Fräulein Schaf" herausbrachte. Ein anderes Mal geschah es, daß ich mit meinem Gastfreund, einem Arzt, einen wissenschaftlichen Vortrag hörte, der aber sehr langweilig war, weshalb ihn der Doktor als „Quatsch" bezeichnete. Ich merkte mir dieses Wort für meinen Sprachschatz als einen guten Ausdruck für eine längere Rede und brannte darauf, ihn anzuwenden. Die Gelegenheit bot sich im Hause des Freundes — er zog sich in sein Arbeitszimmer zurück und seine Gattin verwickelte mich in ein längeres Gespräch, bis der Freund mich rief. Darauf meine Antwort: „Bitte, ein Moment, komme gleich, Frau Doktor quatscht noch." Darob natürlich Entsetzen bei Frau Doktor, die mich gewiß nun für einen groben Bur hielt, bis die Aufklärung kam.

Manchem meiner Leser wird der Name Krupp nicht unbekannt vorkommen, da die Kruppschen Kanonen bei uns eine große Rolle spielten. In Essen, wo ich meinen zweiten Vortrag in deutscher Sprache hielt, werden diese Kanonen angefertigt. Natürlich mußte ich das sehen, und jeden Augenblick stand ich verwundert vor etwas, das mir von einem der Direktoren auf die freundlichste Weise gezeigt wurde. Eine Beschreibung von all den mächtigen Eindrücken zu geben, würde viel zu viel Platz

erfordern, doch mögen folgende kurze Anmerkungen über das Kruppsche Werk für meine Landsleute von Interesse sein:

Krupp ist der reichste Mann Deutschlands. Er hat 46 000 Arbeiter in seinen Diensten, ungefähr 100 000 Personen finden bei ihm ihre Nahrung. In seinen Werkstätten sind 132 Dampfhämmer, 316 Dampfkessel und 179 elektrische Motore in Tätigkeit. Im ganzen arbeiten 142 213 Pferdekräfte. Sein jährliches Einkommen beträgt 15 Millionen Mark. Dieser Mann war nur 49 Jahre alt, als er im November 1902 starb, betrauert von seinem Kaiser herab bis zu seinem letzten Arbeiter, und er starb nicht als ein glücklicher Mann. Das alte Sprichwort: „Geld wat stom is, mak reg wat krom is" mag wahr sein, und doch, wie wenig sind Gesundheit und Glück vom Reichtum abhängig. — Als ich die großen Kanonen sah, die Stahlplatten für Schiffe und Festungen, ja die Tausende, die vom Morgen bis zum Abend daran arbeiteten, Dinge herzustellen, durch die man den Menschen so schnell wie möglich vernichten kann, mußte ich denken, wie wunderlich es in der Welt zugeht. Am Tage vorher hatte ich in Wanne das dortige Kur- und Badehaus besichtigt, wo alles getan wird, um den Menschen gesund und am Leben zu erhalten, und hier in der Nachbarstadt nun wieder die gewaltigen Einrichtungen, um den Menschen vom Leben zum Tode zu befördern! In Bochum hatte ich die Freude, in einem Herrn einen Mann anzutreffen, der selbst bei uns in Transvaal gewesen war, und der die Kohlenminen in Springs bei Johannesburg mit den nötigen eisernen Geräten versorgte. Für mich, der ich selbst an Kohlenminen beteiligt war, war es äußerst angenehm, mancherlei von ihm zu erfahren, was mir früher fremd war. Besonders überraschend war es mir, daß die meisten Maschinen und Werkzeuge, die man bei uns benutzt, von hier aus Deutschland kamen, also nicht, wie es bei uns heißt, „made in Manchester" sind. Leider habe ich zu meinem Erstaunen gesehen, daß verschiedene deutsche Fabrikanten ihren Waren einen englischen Stempel aufdrücken. Dann werden die Waren natürlich bei uns als rein englische angeboten, und solche Waren gelten als echt und gut. Dagegen verfehlen die Engländer nicht,

auf minderwertige Artikel „made in Germany“ zu setzen. Infolgedessen bekommt man bei uns zulande von Deutschland und seiner Fabrikation einen ganz falschen Begriff. Aus diesem Grunde kann ich nicht umhin zu sagen, daß manche deutsche Fabrikanten sich im Auslande „ihren eigenen Wald umhauen“ und dazu beitragen, daß das Ansehen englischer Industrie im Auslande mächtig wächst.

In diesen Tagen suchten mich zwei Herren auf, ein holländischer Architekt Sch. und ein Fabrikant Bl. aus Bielefeld. Sie waren mir nachgereist, um mich nach Bielefeld einzuladen, und so ging ich dorthin und werde es in meinem Leben nicht bedauern, da ich dort manche angenehme und tief eingegrabene Erinnerung gewonnen habe. Schon beim Empfange an der Bahn konnte ich die Sympathie für mein Volk erfahren. Kurz nachdem ich ins Hotel gekommen war, kam ein alter westfälischer Bauer zu mir und begrüßte mich mit folgenden Worten, die ich für meine Landsleute in plattdeutscher Sprache hinschreiben will, in der er sie an mich richtete, damit sie deren Aehnlichkeit mit unserer „Burentaal“ an einem Beispiel sehen können.

„Ick kann Se hüte v' Abend nich anheiern, awwers ick senn wied hir van'n Lande kuomen, ümme de Hand te drüggen van enen Mann, wiëkert Volk ick läwwe un bewunnere. All säventig Summer heww ick achter mi, süs wör ick no Transvaal gohn, ümme mien Liewen for jue Volk to offeren. Heer häwwet Se dre Mark, olls dat ick entbäären kann, giewet dat an jue nautliebende Fruwen un Kinder. God make ju frie.“

Kurz darauf kam ein junger Gymnasiast, um mir im Namen seiner Kameraden seine Sympathie auszudrücken. Die Tränen liefen ihm über die Backen, als er sagte: „Glauben Sie mir, die ganze Jugend von Deutschland würde gern ihre Bücher gegen ein Buren-Mausergewehr umtauschen. Doch wir dürfen nicht, und Ihr Land ist zu fern und liegt jenseits des großen Wassers, sonst würden wir gern dorthin laufen.“ — Dann kamen zwei kleine deutsche Mädchen, von ihrem Vater begleitet, mit dem Inhalt ihrer Sparbüchsen und sagten: „Grüß' die Burenmädchen von uns und sag' ihnen, daß wir jeden

Abend für sie beten, daß die Engländer ihnen ihren Vater und ihre Mutter nicht wegnehmen. Wir werden noch weiter sparen, um den Hunger von unsern Kameraden in Afrika zu stillen." Solche Worte könnten einen Stein rühren, geschweige denn ein Menschenherz, und ich muß sagen, daß es mir manchmal ganz schwer geworden ist, solchen kleinen Freunden und Freundinnen das rechte Wort mit nach Hause zu geben, obwohl mir das Herz voll war. — — Lange vor der angesetzten Stunde war der Saal von der Polizei geschlossen worden. Viele meiner Landsleute würden hierbei eine ganz falsche Vorstellung bekommen, wenn ich ihnen hier nicht auseinandersetzen würde, daß es in Deutschland nicht so zugeht wie bei uns, wo man ziemlich frei ist, zu tun und zu lassen, was man will, wo z. B. ein jeder noch kurz vor dem Einlauf des Zuges über die Schienen springen kann, wo er auch noch einspringen kann, wenn der Zug schon in Bewegung ist. Hier ist alles abgeschlossen und abgesperrt, und bei jedem Wege, der die Bahn kreuzt, ist ein Schlagbaum mit einem Mann dabei, der einen nur kurz, nachdem der Zug passiert ist, durchläßt, und es ist streng verboten, daß noch jemand einspringt, wenn der Zug sich schon in Bewegung befindet. So ist es auch bei den großen Sälen. Zu voll dürfen sie nicht sein, damit im Falle eines Brandes sich die Ausgänge nicht als zu klein und eng erweisen. Darum schließt die Polizei einen solchen Saal, wenn sie es für nötig hält, und manches Mal mußten die Säle bei unsern Versammlungen schon eine Stunde vor dem Beginn geschlossen werden, sodaß ich selbst mit dem Vorsitzenden Mühe hatte, hineinzukommen, weil mancher Polizist es nicht glauben wollte, daß ich der Bur sei, der darin sprechen müßte. — — Da die erste Versammlung in Bielefeld so glänzend verlief, so beschloß man, am folgenden Abende noch eine zu halten, und diese war ebenso gut besucht wie die erste. Hier hatte ich die Ehre, mit einem der berühmtesten Geistlichen Deutschlands zusammenzukommen, mit dem Herrn Pastor von Bodelschwingh, der in Bielefeld eine gewaltige Anstalt für Epileptische eingerichtet hat. Der Mann hat es verstanden, aus Nichts etwas Großes zu machen. Das ganze Land unterstützt

Bielefelder Burenfreunde auf der Sparrenburg.

seine Arbeit durch alte Kleider, Schuhwerk usw. usw. Er weiß alles noch zu gebrauchen und zu verwerten. Der alte, ehrwürdige Herr ist in ganz Deutschland bekannt als der größte „Bettler für andere." „Ich kann nicht sehen, daß Knaben sterben!" so schrieb er an sein Volk, als er sich entschloß, für uns einzutreten. Und obwohl ihm dies mannhafte Eintreten bei Hofe, wo er als Jugendfreund des verstorbenen Kaisers Friedrich hoch angeschrieben war, sehr verdacht wurde, so blieb er doch fest, und sein Aufruf fand mächtigen Widerhall im ganzen Volke. Wie ich bei ihm zu Gaste war, wurde ich auf herrliche Weise überrascht. Mit einem Male erklangen durch die Fenster hinein, von einem mächtigen Chor von Posaunenbläsern, die unter Bäumen standen, geblasen, die heiligen Klänge unseres Liedes: „Kennt ihr das Volk?" Es war für mich ein Eindruck von solcher Gewalt, daß ihn mir kaum jemand wird nachspüren können. Damals immer noch die trostvolle Zuversicht im Herzen, daß dies Lied trotz allem wahr bleiben würde, und wie ist es jetzt geworden? Das Lied dürfen die Buren nicht mehr singen, und in manchem Burenhause werden seine Noten tief im Kasten oder Schrank unter andern Sachen verborgen gehalten, weil es eben jetzt nicht mehr geht, zu singen und zu sagen: „das freie Volk sind wir", aber wie manchem Nationallied in der Welt ist es nicht schon ebenso ergangen, und heute singt man es wieder aus voller Brust und in voller Freiheit. So, denke ich, werden auch wir die Worte und Klänge unseres alten Liedes in Gedanken und im Herzen pflegen und bewahren, bis der Tag kommt, da wir es wieder aus voller Kehle und im freien Lande singen dürfen. — Wie ich mir unter der sachkundigen Führung des Herrn Pastors Kuhlo die ganzen umfangreichen Einrichtungen der Bodelschwinghschen Anstalten, die zusammen den Namen „Bethel" führen, besah, da mußte ich an unsern südafrikanischen Bodelschwingh, an den ehrwürdigen verstorbenen Missionar Esselin aus Worcester denken. Es ist ein Jammer, daß auch solche Männer alt werden und sterben müssen. Wenn ich nicht irre, war Missionar Esselin von der Rheinischen Mission nach Südafrika gesandt. Er war ein ganz wunderbarer Mann. Nicht

nur, daß er gewaltig zum Herzen predigte, nein, er war auch daneben ein geschickter Tischler, ein tüchtiger Baumeister und hilfreicher Arzt. Seine Arbeit in Worcester im Kaplande steht noch jetzt in hohem Andenken bei allem Volk, insbesondere bei den Buren, denn er hat es verstanden, bei aller christlichen Liebe den Unterschied zwischen Weißen und Schwarzen aufrecht zu erhalten, während gerade in dieser Beziehung leider mancher Europäer nicht nach den Ueberzeugungen des echten Afrikandertums gehandelt hat. Wenn es überhaupt zwischen Missionaren und Buren zu Streitigkeiten kam, so war dies fast immer die Ursache. Ich muß hier energisch der in Deutschland vielfach verbreiteten Auffassung entgegentreten, als wäre der Bur dagegen, daß das Evangelium den Schwarzen verkündigt würde — wir waren und sind entschieden gegen die Art und Weise manches Missionars Mission zu treiben, aber durchaus nicht gegen die Mission überhaupt. — Hier in Bethel durfte ich auch ein paar hundert kranken Leuten etwas von unserem Volke erzählen, und es war ein eigentümliches und ergreifendes Gefühl, vor einer solchen Zuhörerschaft zu sprechen. Viele von ihnen waren schwachsinnig, und auf ihrem Gesicht las man ihr Unglück. Mehrere mußten von den Diakonen während der Versammlung ergriffen und hinausgetragen werden. Andere bekamen krampfartige Zufälle und gaben bellende Töne von sich und bissen sich in ihre Hände. Und auch in diesen armen verkümmerten Geistern und Herzen war noch eine warme Liebe und Teilnahme für unser Volk! Und doch muß ich sagen, wenn meine Nerven in der Kriegszeit nicht noch an ganz andere und ärgere Dinge gewöhnt worden wären, so würde ich es doch kaum ausgehalten haben, hier in diesem Kreise zu Ende zu sprechen. Am Schlusse kamen alle zu mir und drängten sich an mich heran. Die einen streichelten mein Gewand, ein anderer küßte meine Hand, andere wieder wollten, daß ich sie mitnähme, und alle überhäuften und bedrängten mich mit Fragen. Ich konnte ihnen nur fast mit Gewalt entzogen werden.

Unter den österreichischen Deutschen in Böhmen.

Die Flamme der Sympathie für unsere Burensache wuchs auch in Oesterreich immer größer und heißer empor; und so beschloß ich die Anfragen von dort zu befriedigen; und nachdem ich auf der Durchreise noch einen Vortrag in Augsburg gehalten hatte, der mit einem Reinertrage von über 2000 Mark — eins der besten finanziellen Ergebnisse in ganz Deutschland — schloß, reiste ich nach Kaaden in Böhmen, wo ich am 24. März ankam. Da zu befürchten war, daß man mich in Oesterreich, wo ein ganz anderer deutscher Dialekt gesprochen wird, nicht verstehen würde, so war Mefrouw Snoer wiederum bereit, sich in den Dienst der Sache zu stellen. Doch es war wieder nicht nötig, da ich auch dort mit meinem gebrochenen Deutsch durchkam. Am Bahnhofe wiederum alles schwarz von Menschen, jubelnder Empfang, Schleifen in unsern Farben und junge Damen in weißen Kleidern, die dem Vertreter des Burenvolkes besondere Empfangsehren bereiten wollten. Vom Heiligen Berge über der Stadt erschollen Salutschüsse, in der Stadt wehte auf jedem Hause die Flagge, und auf dem Marktplatz vor meinem Hotel spielte die Schützenkapelle unsern Burenmarsch. Bezeichnend für die rege und begeisterte Sympathie der österreichischen Deutschen für unser Volk war, daß sich in vielen Orten, so auch in Kaaden, besondere Vereinigungen unter dem Namen der „Burenfreunde" gegründet hatten. Zur Aufklärung für meine weniger unterrichteten Landsleute ist es vielleicht notwendig zu sagen, daß der österreichische Staat neben andern Nationalitäten und Stämmen hauptsächlich deutsche Stammesgenossen umfaßt, sodaß sein Verhältnis zu Deutschland sich mit dem Transvaals zum Oranje-Freistaat vergleichen läßt: der gleiche Stamm, das gleiche Volk, doch dazwischen, durch die Politik geschaffen, eine Grenze.

Hier in Kaaden ist mir etwas ganz Besonderes passiert. Ein großer Burenfreund, ein Herr G., bat mich, Pate seines Kindes zu sein, und nun mußte ich, dem katholischen Gebrauche

entsprechend, das Kind zur Taufe bringen. Stellt Euch vor, wie mir zu Mute war, ganz ohne Vaterübung mit einem Kinde auf meinen Armen durch eine gefüllte Kirche gehen zu müssen. Alles ging gut, bis vor den Altar, wo ich zuerst hörte, daß das Kind auch meinen Namen bekäme. Jakobus Petrus ließ sofort mächtig seine Stimme erschallen, und meine Verlegenheit war groß, als ich ihn nicht zum Aufhören bringen konnte. Die guten Eltern werden mir gewiß verzeihen, wenn ich ehrlich gestehe, daß es mir angenehm war, als die Feier zu Ende war; und Dir, Jakobus Petrus, werde ich die Verlegenheiten, die Du Deinem Paten bereitet hast, wohl auch verzeihen müssen, denn er hat es wahrscheinlich beim gleichen Anlaß nicht besser, sondern noch schlimmer gemacht. Heil Dir in Zukunft!

In verschiedenen anderen Städten Böhmens, in Reichenberg, Teplitz, Leipa, Gablonz, Saaz, Brünn usw. fand ich dieselbe Stimmung, dieselbe Begeisterung. Da überall tiefer Schnee lag, so legte ich meine Reise zum Teil im Schlitten zurück und war oft stundenlang unterwegs, hoch im Gebirge oder durch dichte Wälder. Alles war starr vor Staunen darüber, daß ich als Afrikaner die Kälte (bis zu 20 Grad Reaumur unter Null) so gut vertragen konnte. Meiner Meinung nach lag dies nur am Gesundheitszustand. Ich habe stets dafür gesorgt, daß in den Magen beinahe kein Alkohol kam, dafür aber viel kräftiges Essen. Das ist es, was den Körper instand setzt, auch ohne Pelze scharfe Kälte zu überstehen. Dann ist der Europäer auch viel weichlicher als wir, weil hier für jede Jahreszeit ein besonderer Ueberzieher getragen wird, und kommt die liebe Sonne einmal durch, dann wird gleich ein Schirm aufgespannt.

Wenn ich ein Coupéfenster herunter ließ, dann sagte gewiß so ein großer starker Mann: „Bitte zumachen, es zieht!"

Was wir als Luft durch unsere Häuser gehen lassen, dafür hat man hier gar kein Verständnis und nennt es Zug.

Die meisten Lokale haben keine ordentliche Ventilation, um nur den Zigarrendampf herauszulassen, geschweige denn frische Luft hereinzulassen, und darin wird dann stundenlang

Mein Pate Jakobus Petrus mit Gefolge.

gekneipt, und man wundert sich dann, wie viele schlechte Augen haben und Brillen tragen müssen.

Bis heute noch überstehe ich die Kälte besser als der hiesige, einfach, weil ich den Rat festhalte, der mir als Junge vom Vater mit auf den Weg gegeben ward — und diesen Rat möchte ich auch jedem deutschen Jungen auf seinen Weg mit-

Meine erste Schlittenfahrt in den böhmischen Wäldern.

geben: „Junge! sorge immer für warme Füße, vollen Magen und einen klaren Kopf!"

In diesen Gegenden Böhmens gibt es auch sehr viel Industrie, und zwar wird besonders viel Hausarbeit gemacht. Z. B. in Haida bestehen bedeutende Glasbläsereien. Das rohe Glas wird von der Fabrik abgeholt, meistens von Frauen und dann mit nach Hause genommen, um dort geschliffen zu werden. Die Burenfrauen arbeiten auch, doch als Herrin im eigenen

Hause, während in Europa durch den unglücklichen Zustand, daß es viel mehr Frauen als Männer unter der Bevölkerung gibt, die armen Frauen viel mehr Männerarbeit tun müssen, als dies bei uns der Fall ist. Stellt Euch vor, daß man sieht, wie Hunderte von Frauen graben, pflügen, Korn schneiden, nach dem Markte fahren, Backsteine tragen usw. Ich mußte unwillkürlich an unsere Kaffern denken, die in der Sonne sitzen und rauchen und ihre Frauen auf dem Lande arbeiten lassen. Doch hier bringt die Armut es mit sich. Der Mann arbeitet wahrscheinlich in einer Fabrik, und die Frau muß eben für den Acker und das Haus sorgen, und das kleine Kind muß anderswo für den Tag untergebracht werden, wofür man besondere Einrichtungen, die sogenannten Krippen, hat. Unter den besseren Volksklassen muß die unverheiratete Dame ihren Weg im Leben finden, wie die Männer bei uns. Im Post- und Telegraphendienst, an Bahnstationen, in Verkaufslokalen, öffentlichen Bureaus, als Stenographin und Maschinenschreiberin, in Hotels, überall findet man Damen tätig. Ich halte das für einen gefahrdrohenden Zustand, nicht, weil das weibliche Geschlecht nicht imstande wäre, in den verschiedenen Fächern zu arbeiten; im Gegenteil, ich weiß, daß eine vernünftige Frau manchen Mann übertrifft, aber durch diese Stellung in der Oeffentlichkeit verlieren sie ihren wahrhaften, feinen Wert. Dies bemerkt man als Afrikaner sehr schnell, wenn man sieht, wie, im allgemeinen gesprochen, eine europäische Dame mit viel weniger Respekt behandelt wird als eine der unsrigen. Hier rauchen die Herren z. B., auch wenn noch eine Dame mitreist. Viele denken im öffentlichen Verkehr, sei es in einem Zuge oder in einem Straßenbahnwagen, nicht daran, einer Dame ihren Platz einzuräumen. Bei öffentlichen Aufschriften liest man manchmal: Herren und Frauen, während man doch entweder sagen sollte: Männer und Frauen oder Herren und Damen. Gerade diese Kleinigkeiten, von denen ich noch eine ganze Anzahl aufzählen könnte, sind bezeichnend für die allgemeine Auffassung, und es mag vielleicht befremdend klingen, aber doch nicht minder wahr: In allem ist uns Europa

nicht voraus. Sittlich und religiös steht unser Volk viel höher, weil unser Land noch ein Naturland ist, das von den mit der Zivilisation verbundenen Gefahren einer Uebervölkerung nichts weiß. Laßt uns nicht mit unseren einfacheren häuslichen Zuständen unzufrieden sein, für Seele und Leib sind sie viel besser als alle Pracht und Kunst Europas.

Nun komme ich zwar in schlechtes Fahrwasser, wenn ich in Deutschland auf die Kunst schelte. So will ich sie denn näher bezeichnen als: Kunst Nr. 1 und Kunst Nr. 2. Letztere meine ich also!!

Auch in Etikettenfragen ist es bei uns anders, als hier. Gerade, weil's in Afrika keinen merklichen Unterschied zwischen Weißen gibt, konnte ich erst schwer die vielen feinen Unterschiede in Europa herausfinden. So passierte es mir eines Tages, daß ich mit meinem Freund zu einem Abendessen geladen war. Kurz vor dem Hause gab mir derselbe den Wink, „daß man in Oesterreich den Damen einen Kuß auf die Hand zu geben habe, und daß Gräfin K. besonderen Wert darauf lege." Das war mir natürlich sehr merkwürdig, weil die Burendamen den Kuß auf eine andere Stelle lieber haben, aber ich dachte: „Mit den Wölfen muß man heulen!" Als uns nun an der Tür eine Dame mit zierlichem weißen Kopfputz (den ich natürlich als ein besonderes Abzeichen gräflicher Vornehmheit ansah!) empfing — stürzte ich mich pflichtschuldigst küssend auf ihre Hand. Mein Freund aber flüsterte mir entsetzt auf Englisch zu: „Donnerwetter, das ist doch nicht die Gräfin, — das ist ja das Zimmermädchen!"

Als wir nun endlich bei Tische saßen und Geflügel aßen, überreichte mir die wirkliche Frau Gräfin einen Teller und sagte: „Herr Jooste, legen Sie doch die Knochen darauf!" Ich nun, — dies Wort überhörend, und in dem Wunsche, auch meiner Nachbarin gefällig zu sein, — halte der den Teller hin und sage (weil unsere Sprache jene Dinge mit „beenen" bezeichnet!) dienstfertigst: „Liebe Fraulein, lege Sie auch Ihre Beine auf meine Teller!"

Das dunkle Erröten der jungen Dame und das schallende Gelächter der Tischgesellschaft belehrten mich, daß man sich nicht ins Meer stürzen soll, wenn man noch nicht schwimmen gelernt hat.

Mit dem „Alldeutschen Verbande".

Bis hierhin hatten die Freunde in München alle Vorbereitungen gemacht und in letzter Zeit ein besonderes Komitee in Bielefeld. Da jedoch die verschiedenen Zweigvereine des „Alldeutschen Verbandes" bei den Veranstaltungen immer in den Vordergrund traten, so war mir nichts angenehmer, als daß die Hauptleitung des „Alldeutschen Verbandes" in Berlin gewillt war, von nun an alles zu organisieren. Unsere Uebereinkunft war ganz einfach die, daß ebenso wie bisher alle einkommenden Gelder in den Händen der Komitees bleiben sollten, die es dann an die Hauptgeschäftsstelle nach Berlin senden mußten. Da jedoch meine eigene finanzielle Lage es verlangte — ich hätte sonst für andere gearbeitet und meine eigenen Eltern im Stiche gelassen — so wurde mir für jede Versammlung ein festes Honorar zugesagt, welches zurückzugeben ich gelobte an dem Tage, wo wir gewonnen hätten und ich zurückkehren könnte in mein Land. Gerade, weil ich nur dies Ideal der Hilfe für mein Volk im Auge hatte und kein persönliches Interesse, war es mir doppelt schmerzlich, zu vernehmen, daß einige Volksgenossen, die sich auch in Europa aufhielten, mir umgekehrte Beweggründe unterschoben, so wie es nur ein ganz schlechter und feiger Afrikander tun kann. Obwohl mich dies nicht wenig verbitterte, habe ich mein Werk darum doch nicht aufgegeben. Ich sah die Anerkennung, die ich bei den Leuten fand, die meine Arbeit und ihr Ergebnis am besten übersehen konnten, und ich dachte an die Worte unseres Präsidenten Krüger, die er in einer Versammlung zu Grylingstadt 1887 sprach: „Ein guter Kutscher kehrt nicht um wegen der Steine, die ihm im Wege sind, sonst wird er überhaupt nicht vom Fleck kommen, weil auf allen Wegen Steine liegen, über die man einfach fortfahren muß, oder um die man, wenn sie zu groß sind und den Ochsenwagen zerbrechen können, herumfahren muß. Je mehr Steine auf dem Wege, je größer ist

die Ehre des Kutschers, wenn er seinen Ochsenwagen unbeschädigt ans Ziel bringt."

Also ich hatte auch Mut und ging meinen Weg weiter, unbekümmert um alle Steine, die mir im Wege lagen, und ohne mich an die „treuen" Freunde zu kehren, die in Holland mit den Händen in den Hosentaschen saßen und sich von der Sympathie mästen ließen. Von Berlin erhielt ich jede Woche eine Liste, wohin ich jeden Abend gehen müßte, und teilweise reiste der Geschäftsführer des „Alldeutschen Verbandes", Herr Geiser, mit, um mich zu unterstützen, da meine Kehle oft durch das viele Sprechen in einer fremden Sprache und in großen Sälen, in denen geraucht wurde, angegriffen war. Abgesehen von den andern Strapazen, die jeder Tag mit seinem Reisen und Sprechen mit sich brachte, hatten wir unter den durch zu große Burenfreundschaft schlaflosen oder wenigstens schlafverkürzten Nächten zu leiden. Wie oft war die sogenannte Nachsitzung nicht eine schwere Aufgabe! Mancher Freund hat es mir vielleicht übel genommen, daß ich nicht nach Wunsch noch länger geblieben bin. Guter Freund! Ich glaube nicht, daß jemand kräftiger und gesünder sein kann, als ich es war und bin, aber glauben Sie mir, die deutsche Sympathie war kräftiger als ich. Und kein Bur kann sich eine Vorstellung von der Kraft dieser Sympathie in allen Sachen machen, wenn er nicht selbst während des Krieges in Deutschland war.

Ich fand, daß die deutsche Sprache die Kehle viel mehr anstrengt als die unsrige. Sie verursachte mir wirklich manchmal direkt Schmerzen, wenn ich sie sprach. Infolgedessen bin ich manchmal in einem Hotel unter falscher Flagge abgestiegen, nur um zu vermeiden, daß die Burenfreunde des Ortes kämen und mir Fragen stellten, die ich bereits hundertmal beantwortet hatte: „War Joubert ein Verräter? Warum hat Cronje sich gefangen nehmen lassen? Werden die Buren endlich siegen? Warum sind sie nicht beim Beginn des Krieges energischer aufgetreten?" usw. Aber neben diesen Fragen der Neugier oder der Wißbegierde auch immer wieder solche: „Was können wir für Ihr Volk tun? Wie können wir Ihnen helfen?" und so fort!

Eines Tages war ich im Gasthaus eines kleinen Dorfes abgestiegen. Um zu vermeiden, daß ich zu sehr mit Anfragen bestürmt würde, hatte ich mich als Ernst Schmidt vorgestellt. Das ist nun aber in Deutschland verboten, sich falsche Namen beizulegen. Bald hatte mich jemand nach einer Photographie erkannt, und auch meine Sprache hatte mich verraten. Da hat mich die Polizei des Ortes an den Kragen gekriegt und beinahe wäre es mir schlecht ergangen, denn mit der Polizei ist in Deutschland nicht gut Kirschen essen. Nur die große Buren-Begeisterung hat mich noch einmal aus den Händen der Polizei gerettet.

Am 23. April hatte ich in Osnabrück zu sprechen, und Andries de Wet nahm auch an der Versammlung teil. Doch sein Dolmetscher konnte seine Rede nicht übersetzen, da wieder das Burische mit dem Holländischen in Konflikt kam. Es ist überhaupt nicht so einfach, wie man denkt, aus dem Stegreife fremde gesprochene Worte in eine andere Sprache zu übertragen, und so gab es kein schlechtes Geklatsch seitens der Zuhörer, als ich vortrat und sein Holländisch in meinem Deutsch an das Publikum weitergab. Wer hätte früher in der Kriegszeit von uns beiden gedacht, wo wir uns so manches Mal helfen und aushelfen mußten, daß wir 2 Buren einer den andern hier im fernen Deutschland noch auf diese Weise unterstützen würden.

Je länger ich im Lande war, desto mehr gingen mir natürlich auch die Augen auf für die besondern Eigentümlichkeiten und verschiedenen Gewohnheiten in den einzelnen Teilen Deutschlands. Natürlich fallen einem am meisten die Trinkgewohnheiten auf. Während man in Bayern Bier trinkt, trinken sie am Rhein den Wein und in Norddeutschland wieder an den Seeküsten, „an de Waterkant", wie man dort sagt, Grog, alles natürlich reichlich; und doch muß ich wirklich gestehen, daß ich in keiner Stadt Deutschlands soviel Betrunkene gesehen habe wie in Johannesburg in Transvaal, ein Beweis, daß Wisky doch noch schlimmer ist als Bier.

Interessant war für mich auch, immer wieder auf Be-

ziehungen zu unserm Burenvolke zu stoßen. Einem jedem afrikanischen Kinde ist es wohl schon so gegangen, daß ihm bei einer besonderen Gelegenheit etwas bewilligt und bei einem andern Male wieder etwas von der Mutter abgeschlagen wurde mit den Worten: „het is niet al dag Kirmes". Dann weiß das Kind sofort: Heute Abend gehts früher ins Bett, oder das, was ich haben wollte, wird mir nicht gegeben, — obwohl ihm wie der Mutter die Bedeutung des Wortes „Kirmes" ganz unbekannt ist. Wie groß war meine Freude, als ich nach Thüringen kam und eingeladen wurde, eine „Kirmes" mitzumachen, ein altes deutsches Volksfest, wo alles Näschereien kauft und ißt, wo man spielt, wo man tanzt usw. Zu diesem Fest kommen, zumal in Thüringen und am Rhein, oft auch noch die Verwandten und Bekannten von weit her, es wird dann natürlich im Haus eine furchtbare Fülle, und jeder muß sich mit dem Nachtquartier einrichten, so gut es geht. Nun haben wir wiederum bei uns in unserm Burenlande das Wort vom „Kirmesbet". Z. B.: In Pretoria ist eines Sonntags Nachtmahl. Alle Buren strömen zur Kirche, um bei derselben Gelegenheit einzukaufen, ein Kind taufen, eins oder zwei konfirmieren zu lassen und vielleicht auch eins zu verheiraten. An Kindern fehlt es unsern Familien ja nicht. Die Fremden wundern sich ja sehr oft über den Reichtum unserer Kinderzahl. Wir stehen eben auf dem Standpunkte, daß das Kind das Glück des Hauses ist, und eine Burenfrau ist stolz darauf, wenn sie ihre 10, oft 15 bis 20 muntern Kinder um sich sieht. Stolz ist sie deswegen, weil sie, wenn das Vaterland ruft, mit ihrem Manne 6 oder 8 Söhne in den Kampf schicken kann, wohl versorgt mit Nahrungsmitteln und mit Kleidern, welche sie mit ihren eigenen Händen angefertigt hat. Und in dieser Freude sehen wir Buren mit die wertvollste Gewähr für die Zukunft unseres Volkes. Da nun so bei manchen Gelegenheiten kinderreiche Familien zusammenkommen, so kann es sein, daß 20 bis 30 Leute bei einer kleinen Familie untergebracht werden. Jeder ist eingeladen, der vor die Türe kommt. Wenn so alle Zimmer nun schon besetzt sind und Hausmutter und Hausvater vielleicht

schon ihre eigenen abgegeben haben an Oom Piet oder Tante Mintje, weil sie alt und gute Nachbarn sind, und es kommt dann noch irgendein Jan an, so sagt ihm die Hausmutter: „Neef Jan, Du kannst hier übernachten, aber Du mußt zufrieden sein mit einem Kirmisbet.“ Und Jan weiß dann sofort, daß dies eine Streu auf dem Fußboden bedeutet.

Wie ich mir alles dies überlegte, da wurde es mir klar: „Halt, von hier haben unsere Vorväter das Wort „Kirmes“ mitgebracht.“ Und dieses Wort „Kirmes“ im Munde unserer

Im Kreise der Oeynhausener Burenfreunde.

südafrikanischen Mutter beweist ebenso wie das blonde Haar und die blauen Augen, daß wir *eines* Stammes sind.

Daraus erkläre ich mir auch die Tiefe und Dauer der Sympathie für unser fern ab gelegenes kleines Burenvolk. Denn

wenn man fragt, wer in Deutschland für die Buren eintrat, so muß ich sagen: das ganze Volk! Denn so gut, wie der einfache Bauer und Arbeiter zu mir kam, so hatten wir auch Freunde bis hinauf in die allerhöchsten Kreise. Ich brauche nur daran zu denken, wie in Oeynhausen ein vornehmer, alter Herr, der Prinz von Salm-Horstmar, mich an der Station empfing, und mir aus herzlicher warmer Freundschaft mitten in der Volksmenge einen Kuß auf die Backe drückte. Offiziere aller Grade, bis in die höchsten Stellungen hinauf, besuchten die Versammlungen, reichten mir die Hand und drückten mir ihre Teilnahme und ihre Liebe für unser Volk und unsere Sache aus. Ich kann es mir nicht versagen, einen solchen Brief, den ich von einem höheren Offizier erhielt, hier zum Abdruck zu bringen, weil er für mich und — ich meine — auch für unser Volk ein wertvolles und ergreifendes Dokument der treuen deutschen Burenfreundschaft ist

„Leider war es mir infolge Ihrer übermäßig besetzten Zeit nicht vergönnt, Sie bei mir zu sehen. Vielleicht führt Sie Ihr Weg doch noch einmal nach M. und verschafft uns dann die Freude Ihres Besuches. Ganz M. steht noch unter dem Einfluß der Versammlung vom 20. und Ihrer Rede, die große Begeisterung für die Sache Ihrer Landsleute hervorgerufen und die Gemüter besonders zur Teilnahme für die armen Frauen, Kinder und Greise angefacht hat. Es ist das heroische Zeitalter der Buren angebrochen, das für die kommenden Geschlechter, wenn erst wieder Friede im Lande sein wird, stetig Stoff zur begeisterten Erinnerung und Belebung bieten wird. Solche Heldenkämpfe kann auch nur ein Volk bestehen, das seit über 60 Jahren im Kampf um das Dasein gerungen hat und in demselben erstarkt ist. Die Kraft dieser außerordentlichen Energie ist die sicherste Gewähr dafür, daß England endlich, wenn auch erst in Zukunft, unterliegen wird, und daß das endgültige Resultat ein dauernder ehrenvoller Friede und Unabhängigkeit für Ihr Land sein wird.

Aber auch wir Deutschen wollen uns an solchen Helden

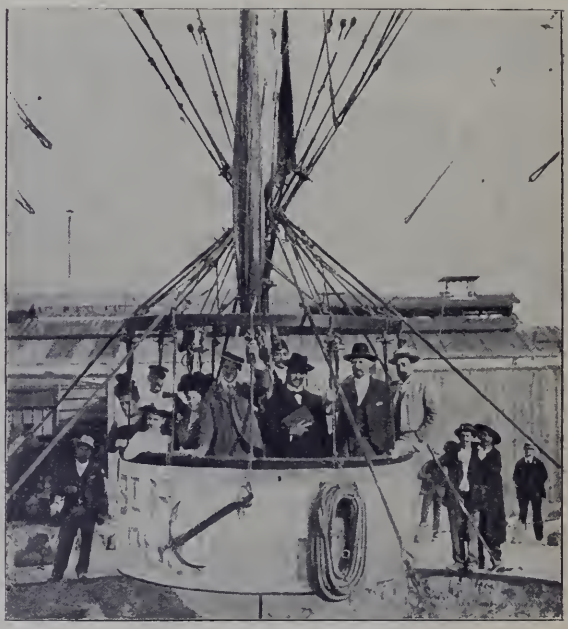
und edlen Männern erfreuen und daraus lernen, daß wir den Bauernstand, der die besten Kräfte für unser Heer abgibt, nicht preisgeben dürfen, und daß es nicht Luxus und kulturelle Errungenschaften sind, die ein Volk groß und stark erhalten, sondern Einfachheit, Genügsamkeit und Arbeitsamkeit!"

Unter westfälischen „Buren".

Geistliche, Richter, Bürgermeister, Aerzte, Apotheker, Professoren, Studenten und öffentliche Presse, alle trugen unsere Sache auf dem Herzen, in allen Kreisen konnte ich dies starke Gefühl verspüren. Kam ich an die Post, wenn sie geschlossen war, oder sogar am Sonntag, so brauchte ich nur zu sagen, daß ich ein Bur sei, und ich bekam meine Briefe und Packete. Es kam teilweise im Beginne, als ich noch nicht gut Deutsch konnte, vor, daß mein Billet nicht in Ordnung war. Der Schaffner nahm mich dann mit zum Stationsvorsteher mit den Worten: „Dieser Herr

kommt von Transvaal.“ Anstatt daß ich nun eine Strafe hätte zahlen müssen, begann mich der Stationsvorsteher auszufragen nach Spionskop, Tugela usw. Einst fuhr ich mit dem Zweirade — vielleicht ist es besser, wenn ich nicht sage wo — und kam abends in einer Stadt an ohne Beleuchtung und Nummer an meinem Rade. Nun dachte ich es ebenso zu machen, wie ich es oft in Johannesburg getan habe, und fuhr auf einem Seitenwege unter den Bäumen, um nicht abzusteigen. Mit einem Male erhalte ich eine Aufforderung, zu halten. Wäre es in Johannesburg gewesen, so wäre ich schleunigst davongefahren. Doch in Deutschland geht das nicht, und so sprang ich ab. Alles, wonach ich gefragt wurde, hatte ich nicht da, und dazu fuhr ich noch auf einem Promenadenwege, was auch streng verboten ist. Ich wurde nun nach dem Polizeibüreau gebracht und dachte unterwegs daran, daß, wenn diesmal die Sympathie für mein Volk nicht helfen könnte, ich sicher hinter Schloß und Riegel gebracht werden würde. Als Entschuldigung brachte ich daher auf dem Polizeibureau vor, daß ich ein dummer Bur sei, der von allen diesen Dingen noch nichts wüßte. „Ach,“ sagte der Polizeileutnant, „sind Sie der Kommandant, der uns hier von den Buren erzählen soll?“ „Ja,“ antwortete ich. „Ach, nehmen Sie mir's nicht übel, wenn ich Sie ausfrage,“ sagte er dann. „Ist es wahr, daß de Wet in diesen Tagen wirklich so umzingelt ist, daß er nicht mehr raus kann? Ich kann es mir nicht denken.“ Und so ging die Unterhaltung weiter, und statt eine Strafe zu bezahlen, verließ ich das Polizeiamt mit einem herzlichen Dank des Herrn für die interessanten Mitteilungen, die ich ihm gemacht hätte. Ein andermal dachte ein Droschkenkutscher, mich übers Ohr hauen zu können. Er warf das richtig abgezählte Fahrgeld, das ich ihm gab, verächtlich auf die Erde, worauf ich es ruhig aufnahm und fortging. Als der Kerl darauf mit der Peitsche nach mir schlug, gab ich ihm eins auf die Nase. Nun nahmen mich zwei Polizisten in Beschlag, und während wir abmarschierten, folgte uns eine Schar von Jungen, die mit Begeisterung das Lied sangen: „Kennt Ihr das Volk voll Heldenmut?“ Auch in diesem Falle bewies sich dann

die warme Sympathie als sicherstes Rettungsmittel, und in verschiedenen andern Fällen ging es ebenso. Ich weiß wohl, daß manch einer in meinem Volke dies nicht verstehen und fragen wird: „Warum ging es mit Krüger so ganz anders? Warum wurde die rettende Hand nicht ausgestreckt, wenn die Sympathie wirklich so groß war? Nun, ich kann Euch keine bessere Antwort in kurzen Worten geben, als die, daß Volk und Regierung hier in Europa zwei ganz verschiedene Dinge sind! —



Zum Auffahren mit einem Ballon bereit.

Aus den Tagen der grössten Burenbewegung.

In meinem Tagebuche, das ich seit 15 Jahren getreulich führe, finde ich unter dem 27. Mai 1901 folgende Notizen:

Detmold, im Fürstentum Lippe.

Morgens in aller Frühe von Bielefeld abgereist. Mit 11 Damen und Herren eine herrliche Waldwanderung gemacht, alles fröhlich und herzlich miteinander wie unter alten Freunden. Fräulein R. pieckfyn. Dreistündige Wanderung durch den prachtvollen Teutoburger Wald, an den Extern Steinen vorüber. Straßenbahn, Omnibusse und Wagen gedrängt voll, führen uns an den Fuß der Grotenburg, ein tüchtiger, warm machender Aufstieg nach oben. Riesenhaftes Monument, noch riesenhaftere Versammlung, niemals etwas Gewaltigeres gesehen. Ich muß meine Stimme furchtbar anstrengen. Hinreißende Begeisterung von 10 000 Menschen, ja, „Blut ist dicker als Wasser". — Diese zwei Pfingstfeiertage werden allen Teilnehmern unvergeßlich bleiben. Es war die gewaltigste Versammlung, die in Deutschland für die Burensache zusammentrat. Kein Saal des großen deutschen Reiches wäre mächtig genug gewesen, um die Männer und Frauen, die ihre Stimme unsertwillen erheben wollten, aufzunehmen. Es waren auf einen Beschluß aller Burenkomitees von Westfalen und Lippe-Detmold diese Tausende zusammengeströmt, um unter Gottes freiem Himmel am Fuße des Denkmals, in dem Hermann, der Freiheits-„Voortrekker" Germaniens verewigt ist, wo sein Haupt und sein Schwert noch heute über die mächtigen Bäume des dichten Bergwaldes hinüberragt, am Tage der Pfingsten der Welt Kunde zu geben von dem, was sie für wahr und recht hielten. Es war ein erhebendes und feierliches Gefühl, so auf der Höhe, wo man weithin schaut über die Lande Niedersachsens, denen so viele Vorväter unseres afrikanischen Volkes entsprossen sind, für die Sache seines Volkes Zeugnis ablegen zu dürfen. Und ich glaube, wir alle hatten das Gefühl, daß das Bittwort, welches Pfarrer Siebold zum Himmel

richtete: „O, mach doch unsere Stammverwandten frei!“ nicht für alle Zukunft vergebens an Gottes Ohr gedrungen ist. Gewaltig und siegesgewiß erbrauste dann über die Bergwälder hin das machtvolle deutsche Lutherlied: „Ein' feste Burg ist unser Gott.“ Kopf an Kopf drängten sich die Tausende unserer Burenfreunde aus Stadt und Land, um den Ansprachen der Redner dieses großen Tages, Dr. Quentin von Detmold, Pfarrer Schowalter vom „Buren-Hilfs-Bund“, Geschäftsführer Geiser vom „Alldeutschen Verbande“, Pfarrer Jänicke — und meinen und Andries de Wet's Worten zu lauschen.

Wie wertvoll diese Versammlung auch nach der materiellen Seite hin für unser Volk war, ersieht man am besten daraus, daß junge Damen dort oben allein für 1500 Mk. Postkarten und Druckschriften zu Gunsten der Burenhilfe verkauften. Allenthalben haben sich die deutschen Damen, Frauen und Mädchen, in dieser Weise um unser Volk verdient gemacht, und keine hat sich jemals gescheut, inmitten großer Menschenmengen so für ihre Schwestern in Südafrika zu wirken.

Der Sommer war inzwischen ins Land gekommen und damit nach landläufiger Auffassung die Zeit für Vorträge vorüber. Mir war dies eigentlich eine frohe Botschaft, denn ich spürte an meiner Kehle nur zu sehr in peinlichster Weise die Folgen des vielen Redens. Es war mit mir so arg geworden, daß mir die Aerzte rieten, nach Ems zu gehen, das für Kehlleidende ein wertvolles Bad ist, und das für Deutschland noch die unvergängliche historische Erinnerung an die Person des ersten deutschen Kaisers enthält, der dort Jahr für Jahr seine Gesundheit kräftigte. Dort in Ems war es auch, wo derselbe nach deutscher Weise den Franzosen ein Ultimatum stellte, indem er im Jahre 1870 den Ueberbringer übertriebener und ungerechter Forderungen — wenn auch in europäisch höflicher Form — vor die Türe setzte. Gerade war ich im Begriff, dort hinzugehen, da erhielt ich ein Telegramm vom „Alldeutschen Verbande“ in Berlin, ob ich geneigt sei, nach Schleswig-Holstein in Norddeutschland zu reisen, wo etwa 20 Städte nach einem Vortrage von mir verlangten, um hierbei Gelegenheit

Auf den Stufen des Hermannsdenkmals.

zu haben, etwas zur Linderung der Not unseres Volkes beitragen zu können. Das Telegramm war an einen Freund in Bielefeld gerichtet, der bei meinem Wanderleben meine ständige Adressenvermittlung leitete, und lautete: „Kann Jooste noch 20 Versammlungen abhalten?" Da meinem Freunde mein Zustand bekannt war, riet er mir, es lieber zu lassen und den Vorschriften der Aerzte zu folgen. Aber ich gab ihm aus aufrichtigem Herzen heraus die Antwort: „Solange die deutschen Freunde mich noch hören wollen, und solange ich noch ein Stückchen Stimme übrig habe, solange werde ich auch für mein Volk reden!" Darauf gab er die Antwort nach Berlin: „Jooste kann alles!" Und am 5. Juni war ich bereits an der Küste der Ostsee in einer ganz prachtvollen Landschaft, wo, wie ich ehrlich sagen muß, mir das Essen viel besser schmeckte als in irgend einem andern Teile Deutschlands. Es war eben beinahe ein Stück Heimat im Auslande. Vieles erinnerte mich an Südafrika, besonders wenn ich hörte, wie die Bauern, die sich ebenso wie unsere Buren „Petersen", „Jacobsen" usw. nannten, sich untereinander und mit ihren holsteinischen Pferden, die uns in Südafrika ja auch bekannt sind, beinahe in derselben Mundart unterhielten, wie wir es tun. Mußte ich mich nicht zu Hause fühlen in einem Lande, das, wie wir, immer wieder im Gange der Jahrhunderte gegen übermütige fremde Fürstengewalt für seine Freiheit gestritten hat? Und in dem das stolze Erinnerungswort früherer Kämpfe und Siege: „Wahr di Gard, de Buer kümmt!" mich an die Tage erinnerten, wo unsere Mauserkugeln den stolzen englischen Garden oft und erfolgreich dasselbe Wort zugerufen hatten. Wer kann es bestreiten, daß unsere Vorväter zum großen Teile aus Westfalen, Mecklenburg und Schleswig-Holstein kamen, wo man in diesem Lande auf Schritt und Tritt, fast möchte ich sagen, noch auf ihre Fußspuren stößt. Fand ich doch hier sogar fast in jedem Bauerngehöft die „Huiskist" mit ihren Metallbeschlägen vor, die für jeden Buren ein hervorragendes Stück in der Einrichtung seines Elternhauses bildet.

In Tondern erzählte mir ein Pfarrer, daß die Schul-

jungen beschlossen hätten, einen Tag in der Woche kein Fleisch zu essen, um das dadurch gesparte Geld sich von ihren Eltern geben zu lassen und es an die Buren zu senden. Kurz darauf folgte die Mädchenschule dem Vorbilde der Jungen, doch sie opferten zwei Tage, um noch mehr Geld sparen zu können, und zeigten dadurch, wie wir es in den Tagen unserer schweren Kampfesnot erlebt haben, daß das weibliche Geschlecht noch opferwilliger ist als das männliche. Liebe Jungen und Mädchen in Südafrika, die ihr diese Zeilen lest, vergeßt es doch nicht, daß eure kleinen Kameraden im fernen Deutschland manches Opfer gebracht haben nur für euch, und daß Tausende von Sparbüchsen für euch geleert worden sind, die gefüllt worden waren in der Hoffnung, sich selbst davon einmal etwas Schönes kaufen zu können. In Lengerich in Westfalen haben die Kinder einen Verein gegründet mit dem Namen „Jugend-Hilfsbund", und in jeder Woche mußten die Mitglieder 10 Pf. von ihrem wenigen Taschengelde in die Kasse zahlen. So könnte ich Hunderte von Beispielen aus allen Teilen Deutschlands erzählen. Ich will mich mit wenigen begnügen.

Eines Mittags saß ich in Meiningen bei Landrichter S. zu Tische, und als ich meinen Löffel nahm, um die Suppe zu essen, da lagen verschiedene Geldstücke darunter, in ein Papierchen gewickelt, worauf geschrieben stand: „Von Gretchen und August für ihre hungrigen kleinen Freunde in Transvaal!" Die Begeisterung der Kleinen war fast noch stärker als die der Großen, und wie tief die Leiden unseres Volkes und zumal unserer Kinder an die Herzen ihrer deutschen Vettern gegriffen haben, beweist folgendes traurige, aber tatsächlich geschehene Ereignis: Ein kleiner Knabe in Hamburg, der immer wieder mit tiefer Teilnahme davon gehört hatte, daß so furchtbar viel Kinder in den Konzentrationslagern elend dahinsterben müßten, sprang in krankhafter Erregung ins Wasser und ertrank. Auf einem Stückchen Papier hatte er die Worte hinterlassen: „Ich will mit meinen südafrikanischen Kameraden sterben". Pastor von Bodelschwingh in Bielefeld schrieb eines Tages einen Aufruf „An die Kinder von Deutschland", und es war herzrührend,

zu sehen, wie von allen Teilen des Landes bis herab zu den winzigsten Beträgen ihm Geld zuging, sodaß er in Bälde eine große Summe zusammen hatte, womit viele von Euch vom Hungertode gerettet worden sind. Seid dankbar, liebe Kinder im Burenlande, daß Gott die jungen Herzen in Deutschland so für Euch geöffnet hat, und beweist Euren Dank durch Taten, wenn Ihr eines Tages in unserm Lande ein deutsches Kind darben seht.

Die Vortragsreise führte mich von Ort zu Ort an der Nordseeküste entlang bis an die dänische Grenze. Diese Gegend, die von vielen Deutschen einförmig und langweilig genannt wird, war mir sehr interessant zu bereisen und erinnerte mich insofern an die Heimat, als auch hier die Eisenbahnen, über die man sonst in Deutschland auf Schritt und Tritt stolpert, noch zu den Seltenheiten gehören. Manches Mal mußte ich weite Strecken im Wagen über Land fahren, allerdings nicht im Ochsenwagen und nicht auf „die oude pad" (alte Wege, die in Transvaal oft fast einen Kilometer breit sind und meterhohe Furchen haben, die im Kriege als natürliche Schützengräben oft gute Dienste taten, denn Befahren zu Wagen oder Rad aber nicht das höchste der Gefühle bildet). Dort oben mußte ich auch mehrmals zu Vorträgen auf den kleinen, Hallig benannten Inseln Meerfahrten unternehmen, Gottlob nur kurze, denn ein Burenmagen verträgt sonst alles und noch mehr, aber für die See ist er schlecht konstruiert. Auf der Insel Röm ist ein sehr schönes Bad eingerichtet, Lakolk heißt es, das aus lauter kleinen Blockhäusern besteht, deren jedes seinen eigenen Namen führt. Das war für mich eine große Freude, als ich vor einem „Pretoria" stand, wo kein Engländer etwas zu sagen hatte und ein „Dewets Versteck" besichtigte, in dem Oom Christian es sicher gern ein paar Monate ausgehalten hätte. In Scherrebeck, einem Dorf an der Küste, wo durch P. J. . . . . viele gute Einrichtungen für das Deutschtum in Nordschleswig getroffen sind, erlebte ich wieder ein Beispiel von der großen Opferwilligkeit, die gerade arme und einfache Leute überall in Deutschland für mein Volk bezeugten. In der Nähe des

Versammlungssaales stand eine große Drehschaukel mit einer Orgel auf einem freien Platz, deren Betrieb eine große Störung für meine Versammlung werden mußte, ohne daß wir etwas dagegen tun konnten, denn der Mann hatte für seinen Platz eine hohe Steuer bezahlt und nur zwei Tage Erlaubnis, um etwas zu verdienen. Doch was geschah? 'Als ich beginnen

In Nordschleswig. (Freund G. hat mit dem Storch einen günstigen Kontrakt geschlossen.)

mußte, schloß der Besitzer seinen Betrieb, kam selbst in die Versammlung und brachte mir am Schluß seinen ganzen Tagesverdienst. Kein großer Betrag, doch aus großem Herzen gegeben. Man sagte mir, solch fahrendes Volk seien rohe Leute, — nun, ich wünsche dem deutschen Volk viele Männer von solcher Roheit.

Was mir ganz wunderlich war, das waren in dieser Gegend die vielen Storchnester, fast auf jedem Haus- oder Scheunendach eins oder gar zwei. Diese Vögel werden von jedermann be-

schützt und gehegt wie bei uns die Sekretärvögel, aber aus anderem Grund. Wir schonen die Sekretäre, weil sie große Schlangentöter sind. Von den Störchen in Deutschland aber erzählt man, daß sie die Brüderchen und Schwesterchen ins Haus bringen; nach der Masse der Störche, die ich an der Schleswigschen Küste sah, müssen sie dort besonders viel zu tun haben. Wir in Afrika haben keine Störche, trotzdem fehlt es uns gewiß nicht an Kindern, nur werden sie auf andere Weise ins Haus gebracht. In unseren Gebirgen sind massenhaft Affen und wenn ein kleiner Bruder oder ein Schwesterchen angekommen ist, dann heißt es für das andere kleine Volk im Hause, die Aijah, das ist die alte kaffrische Kinderfrau, die sich auf jeder Farm findet, habe einen Affen im Gebirge gefangen und ihm den Schwanz abgehauen, das Haar mit heißem Wasser abgebrüht (wie man's beim Schweineschlachten macht) und ihn zur Mutter ins Bett gelegt. Es kommt daher oft vor, daß ein kleiner Junge weint, wenn sein Vater einen Pavian totgeschossen hat, und wenn dann die Mutter fragt: Jan, was weinst du? so antwortet er heulend: weil Vater ein Brüderchen totgeschossen hat. Diese Affengeschichte kommt den klugen Leuten in Europa komisch vor, aber ich habe gehört, daß sie selber aus unserm Kinderglauben eine Wissenschaft machen.

An Lübeck denke ich besonders gern zurück und bin noch lieber selbst da, als mit meinen Gedanken, weil dort echte Burenfreunde und -Freundinnen wohnen, die in den Tagen des Kampfes nicht genug von unserer Sache hören konnten. Dreimal mußte ich dort reden, und werde stets an Landrichter Dr. N. als musterhaftesten Veranstalter, an Herrn M. Schm. als den fröhlichsten Gesellschafter und Apotheker P. als den herzlichsten Gastgeber mit Freude und Freundschaft zurückdenken. In dem prächtigen Rathaus oder richtiger, unter demselben, habe ich besonders, Dank den Damen, herrliche Stunden verbracht. Ueberhaupt die deutschen Damen! Wie viele Male ist es nicht vorgekommen, daß ich eine Stadt mit schwer gewordenem Herzen verließ. Wäre ich nicht immer auf drei Sorten von Damen gestoßen, ich wäre heute sicher kein freier Mann mehr, sondern

freute mich meiner Gefangenschaft. So aber traf ich's immer so, daß die einen mich nicht wollten, an die anderen traute ich mich nicht heran, und die dritten waren unglücklicherweise schon in festen und besten Händen.

In Uetersen war ich genötigt, nach Berlin um Hilfe zu telegraphieren, da meine Stimme versagte. Trotz freundlicher Bemühungen von zarten Händen, die mich mit kalten und warmen Umschlägen, mit kalten, warmen und heißen, gut- und schlechtschmeckenden Heiltränken versorgten, konnte ich nicht mehr reden, kaum noch schlucken. So kam denn der Geschäftsführer des Alldeutschen Verbandes, Herr Geiser aus Berlin, um mir zu helfen, obwohl er seine Zeit sonst nötig genug hatte und sich selbst nicht zum besten mit seiner Gesundheit stand. Seine Worte an seine Landsleute werde ich nie vergessen, wie er ihnen zurief: „Wenn wir ruhig ansehen, wie ein deutscher Bruderstamm in Afrika vom Erdboden vertilgt wird, dann nehmen wir selbst einen Teil jener Blutschuld auf unsere Schultern. Das wollen wir nicht, darum Herzen und Hände auf, damit wir nicht mit schönen Worten paradieren, sondern mit opferwilliger Liebestat unsere Treue beweisen!" Freund G., wir haben viel zusammen erlebt, das uns auch in Zukunft durch die Erinnerung verbindet, und mein Herz ist voll Dankbarkeit für Sie. Nur fürchte ich, Sie waren oft unzufrieden mit mir, daß ich Sie im Stich gelassen habe, sodaß Sie allein mit den begeisterten Freunden die Sache in den Nachsitzungen durchfechten mußten. Manchen schönen Sieg haben wir Schulter an Schulter erkämpft, aber die Siegesfeier war oft zuviel für mich, und ich muß frei heraussagen: Sympathie ist eine schöne Sache, aber zuviel Sympathie macht tot! Dank Ihnen, daß Sie auch hier mich kräftig unterstützt haben. Seien Sie versichert, daß Ihre Worte, durch die unser Volk oft so reich geerntet hat, auch bei uns nicht vergessen werden. Für Sie gilt unser Burenwort: En arbejder is zyn loon waard! Heil!

Noch einige Wochen mußten wir aushalten, um alle übernommenen Versammlungen „hinter den Rücken" zu bringen, ehe wir daran denken konnten, auszuspannen. Ich erinnere mich,

daß mir diese Zeit gerade manche Erinnerungen an die ferne Heimat und an mein liebes Volk brachte, ernste und heitere durcheinander. Eines Tages, in Tornesch war es, mußten wir auf einer Seitenlinie umsteigen, auf der ein regelrechter Eisenbahnwagen auf regelrechten Schienen bereit stand, aber an die Stelle der Maschine traten ein Paar kräftige, holsteinische Gäule. Solche afrikanische Beförderungsmethode war mir in Deutschland noch nicht vorgekommen, selbst in dem großen Hamburg nicht, wo man doch allerlei erleben kann, z. B. daß man mit dem Expreßzug mitten über die Straße fährt mit einem klingelschwingenden Bahnmenschen vorweg!

Sehr viel erinnerte mich die Landschaft der schleswig-holsteinischen Nordseeküste an unser Stammland Holland. Die eingedeichten Felder und Wiesen, die großen Herden von Weidevieh, das tellerflache Land, alles ist wie dort, es fehlen nur die vielen Kanäle und zahllosen Windmühlen, um das Bild vollständig zu machen. Ja, ich traf sogar in Friedrichstadt echte Holländer, seit Jahrhunderten dort eingesessen, Kanäle und Straßen mit holländischen Namen und eine im 17. Jahrhundert gebaute holländische Kirche, für die nach altem Gesetz der Prediger aus Holland selbst geholt werden muß. Der jetzige Prediger P. Sax und Frau gaben mir eine kurze Schilderung der Geschichte Friedrichstadts, die mit unserm Afrikander Burentum zusammenhängt. Im 17. Jahrhundert wanderten gleichzeitig aus religiösen Gründen zahlreiche Holländer teils nach Schleswig-Holstein aus, teils nach dem Kap der guten Hoffnung. Die ersteren, die in Deutschland freundlich aufgenommen, Friedrichstadt gründeten, nahmen die deutsche Umgangssprache an und behielten nur den holländischen Pastor. Ihr Aussehen ist noch ganz holländisch, und als ich vor einer Schar solcher Leute stand, mußte ich denken: Wer weiß, wie nahe wir verwandt sind. Vielleicht ist damals der eine Bruder nach Südafrika gezogen und der andere nach Friedrichstadt, und nun stehen sich die Kindeskinder gegenüber und können sich erzählen, wie es seit jener Zeit ihren Vorvätern und Vätern ergangen ist. Haben wir doch sogar auch ein Friedrichstadt (Frederikstad)

zwischen Krügersdorp und Potchefstroom gelegen, und besteht nur der Unterschied, daß das in Schleswig eine blühende Stadt ist, und das unsrige eine Stadt in Ruinen und Asche.

Auch auf der Hallig Nordstrand fand ich solche holländische Vettern und wurde von ihrem Geistlichen, P. Spruit, in rührenden Worten als Verwandter begrüßt. Dies Inselchen ist nur bei Hochwasser zu erreichen, sonst ist das Meer zu flach für die Schiffe, die heute dort segeln, wo einst große blühende Städte lagen, bis in einer Sturmnacht gewaltige Wogen alles Leben vernichteten und von dem eroberten Land Besitz nahmen. Ich habe gesehen, daß die Nachkommen jener versunkenen Geschlechter in zäher Arbeit dieses verlorene Land dem gewaltigen Meere Schritt für Schritt wieder abringen, und ich habe daraus ein Stück Zukunftshoffnung gewonnen für mein Heimatland und Volk!

Oftmals während meiner Reise hier und anderswo wurde ich dadurch überrascht, daß mich jemand auf burisch begrüßte, meist ein Deutscher, der in Süd-Afrika gewohnt hatte, und den seine Teilnahme am Krieg auf seiten unseres Volkes aus der zweiten Heimat vertrieben hatte, zurück ins alte Vaterland. Oft haben wir dann über die gemeinsamen Erinnerungen des Krieges und Kommandolebens geplaudert, von Freud und Leid, von Kameraden und Feinden, von Lyddit- und Magen-Bomben. Magenbomben, auch Sturmreiter nannten wir im Feld Brotklumpen, die wir von Mehl in Fett am Lagerfeuer selbst backten. Wer an ihnen keinen Schaden nahm, der hatte von Lydditbomben sicher nichts zu fürchten.

Ich traf auch Rote-Kreuz-Aerzte und -Schwestern, die auf unseren Schlachtfeldern ihr Teil getan hatten, und ich wußte manchmal nicht, was ich diesen Freunden sagen sollte, denn es war mir klar, daß viele enttäuscht zurückkamen. Sie hatten drüben europäische Höflichkeit nicht gefunden, woraus sie schlossen, daß auch ein großer Mangel an Anerkennung unsererseits vorhanden war. Viele hatten ihre Stellungen verloren und kaum zu leben, andere liefen mit Wunden herum und verkrüppelt für immer, und wenn meine Landsleute ihre Pflicht versäumt haben,

so will ich es wenigstens an dieser Stelle nachholen und Ihnen in Kürze, doch von Herzen zurufen: „Freunde, Kriegskameraden, — Ihr alle, die Ihr für mein Volk etwas getan habt, — ich danke Euch! Denn ich kann es doppelt mit Euch fühlen, weil mein Schicksal auch kein besseres ist, als das Eure! Ja, ich habe in den letzten Jahren gelernt zu beten: „Herr, rette mich von meinen Freunden; vor meinen Feinden werde ich mich selbst hüten!" — Aber trotz alledem — wir haben einen Trost: Die Sache, für die wir gestritten und gelitten haben, bleibt dieselbe, und für diese heilige Sache hoffe ich, wollen wir Mann an Mann stehen, vertrauend auf die Worte unseres früheren Präsidenten, Jan Brandt: „Allis zal reg kom"!

Oft kamen auch Väter und Mütter zu mir, die Kinder in Süd-Afrika hatten oder ein Freund, der von seinem seit dem Kriegsanfang verstummten Freunde etwas zu hören hoffte, kurz ich lernte hier erst einsehen, wie zahlreich und eng die Beziehungen zwischen Deutschland und Süd-Afrika sind. Manchmal waren das auch herzbeschwerende Zusammentreffen, wie im Rheinland, wo ich die alte Mutter meines wackeren Kriegskameraden Erich Esselin traf, der bei allen beliebt und von allen betrauert, am Spionskop für unser Land den Heldentod fand, oder wie in Schwerin die tiefbekümmerten Verwandten des durch ein „Kriegsgericht" hingemordeten Hans Cordua, Verwandte gleichzeitig des in Transvaal überall bekannten alten Herrn Ackermann zu Pretoria. Gott tröste alle die deutschen Herzen, die um Söhne und Freunde weinen, welche für die Burensache ihr Leben einsetzten und heute in unbekanntem Grabe liegen in Süd-Afrikas blutgetränkter Erde. Heute scheint ihr Opfer vergeblich gebracht, aber ich hoffe und vertraue, daß der Tag noch kommen wird, wo wir ihre Gräber schmücken mit dem Vierkleur oder dem Oranjebanner, und wo ihre Namen neben denen unserer Söhne, Brüder und Väter auf den Ehrentafeln eines befreiten Landes glänzen werden, so wie hier in Deutschland die Namen derjenigen, die 1813 ihr Leben für die Befreiung der Heimat hingaben. Das walte Gott!

Ein Abstecher nach Russland.

Endlich waren wir so weit, daß wir ausspannen konnten, und da durch den „Alldeutschen Verband" eine Gesellschaftsreise zur Jubiläumsausstellung in Riga in Rußland geplant war, beschloß ich, von dieser Gelegenheit Gebrauch zu machen. Meine Arbeit in Deutschland war während der Sommermonate doch unterbrochen, und ich glaubte, nichts Besseres tun zu können, als daß ich die Zwischenzeit benutzte, mich noch weiter in Europa umzusehen und in andern Ländern Vergleiche der Zustände mit den unsrigen und mit dem, was ich bisher in Holland und Deutschland kennen gelernt hatte, anzustellen. Ich glaube, daß unser Volk im großen zu wenig über die Verhältnisse und das Wesen anderer Völker unterrichtet ist, und daß ihm dies schadet. So wollte ich wenigstens an meinem Teil versuchen, hierin mich zu bessern.

Am 20. Juli fuhren wir von Lübeck mit dem Dampfboot „Deutschland" ab und hatten das zweifelhafte Vergnügen, noch an demselben Tage von einer stürmischen See tüchtig durchgerüttelt zu werden. Die Reisegefährten wehrten sich wacker, aber bald mußten zuerst die Damen die Waffen strecken und dann auch die männlichen Mitglieder und ich nicht an letzter Stelle den steifen Nacken vor dem Meeresgotte beugen. Unser gutes Schiff aber überstand die Sache wie ein Kinderspiel, und machte seinem Namen alle Ehre. Wie uns erzählt wurde, war der Kapitän des Schiffes einmal mit einer Lübecker Deputation beim Fürsten Bismarck in Friedrichsruh, und als er diesem auf seine Frage, welches Schiff er führe, geantwortet hatte: „Die Deutschland!", da erwiderte ihm der Altreichskanzler lächelnd: „Nun, dann sind wir ja Kollegen, das Schiff habe ich auch lange gefahren." Bereits am 3. August dampften wir die Düna stromaufwärts und fanden unseren Reiseführer, Herrn Geiser, der vorausgereist war, um in Riga noch Vorbereitungen für den Empfang zu treffen, am Hafenquai in Riga. Gleich die ersten Landungseindrücke, die wir beim Passieren des Zollhauses emp-

fingen, brachten es uns klar zum Bewußtsein, daß wir nicht mehr in Deutschland waren. Die Russen untersuchen alles Gepäck so, als wenn sie in jedem Koffer eine Höllenmaschine und in jeder Hutschachtel eine Dynamitbombe vermuteten. Im Hotel angekommen, zeigten uns die Uhren und Wandkalender, daß wir nicht nur in eine andere Zeit, sondern auch in ein anderes

Dünallöser bei Riga.

Datum hineingekommen waren. Am 20. abgereist, nach 2 Tagen Fahrt angekommen, befanden wir uns in Rußland nicht am 22., sondern am 9. Juli. Man wird also bei einer Reise nach Rußland um 13 Tage jünger, und es scheint mir, daß alte Leute, denen es hier in der Welt noch gefällt, gut daran täten, ein Abonnementsbillet nach dort zu nehmen, und die Reise so oft als möglich zu machen.

Riga ist eine prächtige alte Stadt, und der Hauptstapelplatz des von Rußland ins Ausland, insbesondere nach England und Deutschland gehenden Holzhandels. Die Ausstellung brachte eine Fülle von interessanten Eindrücken, ebenso wie auch die Umgebung, die wir auf Ausflügen kennen lernten. Doch kann ich dieselben hier natürlich nur kurz streifen, so wie sie mir der Depeschenstil meines Tagebuches in die Erinnerung zurückbringt. In der Ausstellung interessierte mich besonders das sehr wertvolle Pelzwerk — es war z. B. ein Damenpelz da im Werte von 75 Pf. Sterling —, die Papierfabrikation und die Ausstellung der großen in Riga befindlichen Fabriken von Gummischuhen. Es gab da z. B. ein Paar Gummistiefel, die oben verbunden und mit einem breiten Ringe versehen, gleichzeitig als Kahn für die Entenjagd dienten. Dann das Kabelgarn, das aus einer Art von Torf bereitet war.

In der Stadt fielen mir insbesondere die russischen Soldaten auf, die einen rohen Eindruck machten. Die Sprache erschien mir schlecht, und die Straßen vielfach noch schlechter, und dabei wurde mir gesagt, daß Riga die bestgepflastertste Stadt Rußlands sei. Auch die zahllosen Droschken sind schlecht, alt und schmutzig, hingegen sind die Pferde gut, und man wird für lächerlich wenig Geld im flottesten Tempo befördert. Sonst machen Häuser und Geschäfte und auch der ganze Straßenverkehr einen überwiegend deutschen Eindruck, weil Riga von Deutschen gegründet ist und die Einwohner, obwohl sie seit Jahrhunderten dort wohnen, in ihrer Sprache und ihrem Wesen deutsch geblieben sind. Infolgedessen hatten wir auch immer die liebenswürdigste Gesellschaft und Führung durch Herren und Damen aus den dortigen Familien. Unvergeßlich ist mir insbesondere ein Abend, an welchem Dr. S., der Leiter einer großen Zeitung in Riga, uns auf seinem Landgute ein Gartenfest gab. Sehr schön ist der sogenannte Rigaische Strand, eine Reihe von Badeorten am Meere mit herrlichen unter den Bäumen versteckten Villen und Landhäuschen. Die Wege dort sind echt afrikanisch. In einem großen Konzertgarten in Majorenhof am Strande bei deutscher Musik

fiel es mir auf, daß die russischen Damen sehr elegant gekleidet waren, aber ohne Hüte umhergingen. Die russischen Kutscher sind so dick ausgestopft, daß sie an beiden Seiten über den Bock hinausragen. Je reicher der Herr, desto dicker der Kutscher. Man sagte mir, daß ihre Gage mit ihrer Dicke und mit der Größe ihres Bartes wachse.

Russische Equipage am Rigaer Strand. — Auf der Liniendroschke in der livländische Schweiz. (Der Esel zwischen 2 Heubündeln.)

Prächtig war ein Ausflug in großer Gesellschaft von baltischen Damen und Herren nach der livländischen Schweiz, einer lachenden und gut kultivierten Landschaft mit interessanten Höhlen und Fels-Partien, weniger schön die Beförderungsmittel, sogenannte Reit- oder Liniendroschken, aus einem langen und schmalen Brett bestehend, auf dem die Herren rittlings, die Damen seitlings sitzen, das Schwanken des Brettes

ersetzt die Federn, — jedenfalls billig und praktisch! Die Eisenbahnzüge wurden mit Stearinkerzen beleuchtet, und wenn sie ausgebrannt waren, mußte man sich selber etwas anstecken oder konnte im Dunkeln sitzen; im übrigen sind die Züge beinahe so eingerichtet wie bei uns, mit Schlafbänken, fahren aber noch langsamer.

Ich fand dieselbe Burenbegeisterung unter den Deutschen Rußlands wie in Deutschland: man sandte mir von unbekannter Seite Geschenke ins Hotel, ich erhielt zahllose Einladungen, und trotz aller Schwierigkeiten des russischen Polizeiwesens wurde beschlossen, eine Versammlung abzuhalten. Am Abend vorher feierten die Teilnehmer der deutschen Gesellschaftsreise mit den neugewonnenen dortigen deutschen Freunden ihre Abschiedsfeier in Alt-Riga, einem schönen und interessanten Winkel der Ausstellung, da sie bis auf Herrn Geiser und mich am nächsten Tage wieder zu Schiff nach Deutschland zurückkehrten. Bei dieser Abschiedsfeier trank unsere Gesellschaft — es waren 12 Personen — ein Faß Bier, unglaublich aber wahr! Nachdem ich den folgenden Tag in angenehmer Geselligkeit in der Familie des Herrn F. am Strande verbracht hatte, ein Tag, an dem trotz des Nordlandes die Hitze so groß war wie bei uns in Südafrika, fand abends die Versammlung bei geschlossenen Türen im Hause des Gewerbevereins statt. Auch dort große Begeisterung und opferwillige Sympathie!

Da ich in Riga den Eindruck hatte, daß ich mich dort vorwiegend im deutschen Leben befand, und auch dort allerlei über die gewaltige Ausdehnung und Größe von Rußland und die Eigenart der Volkssitten hörte, so wurde ich neugierig, doch von dem eigentlichen Rußland, dem Lande, das 120 Millionen Menschen umfaßt, und unter diesen über 5 Millionen Soldaten, noch etwas aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Es traf sich, daß ein Rigaer Burenfreund, Herr H., Holländer von Abkunft, der im Holzhandel tätig war, gerade in diesen Tagen eine Reise in das Innere des Landes machen mußte und mir anbot, ihn zu begleiten, was ich gern annahm. Vor meiner Abreise hatte ich noch ein kleines Erlebnis

im Hotel. Ein eifriger Burenfreund besuchte mich und wünschte zu wissen, warum wir unsere Kaffern so mißhandelten, sie sogar vielfach totschössen und totschlügen und auch nicht zuließen, daß ihnen das Evangelium gepredigt würde. Nachdem ich ihn kurz aufgeklärt und ihm geschildert hatte, wie es in Wirklichkeit war, verließ er mich voll Dank mit den Worten: „Ja, es ist ein Elend, daß alles, was wir von den Buren hören, von Engländern geschrieben ist!"

Am selben Mittag noch verließen wir Riga und fuhren nach Smolensk, wo wir am folgenden Abend ankamen. Die Stadt zieht sich auf Höhen zu beiden Ufern des Dnjepr hin, und wir konnten von der Brücke aus zusehn, wie sich im Fluß beide Geschlechter vermischt beim Baden vergnügten, das war schon echt russisch. Noch heute zeugen die gewaltigen Lücken in den Umfassungsmauern und die zahllosen Grabhügel um die Stadt herum von der gewaltigen Schlacht, die Napoleon I. den Russen bei Smolensk lieferte und bei der 60 000 Tote blieben. Bekam ich nun schon mehr einen Begriff vom echt russischen Leben, so wurde dieser noch verstärkt durch die Postfahrt, die wir am folgenden Nachmittag antraten. Die Post bestand aus einem Karren ohne Federn oder Sitzbank, hinten im Wagen lag ein Bündel Heu, welches beides ersetzen mußte. Vorgespannt waren drei Pferde nebeneinander, von denen das mittlere trabte, während die beiden Seitenpferde Galopp laufen mußten, und das über einen Weg hin, der den schlechtesten in Afrika gleichkommt, was gewiß etwas heißen will. Von Unterhaltung konnte da nicht viel die Rede sein, wir waren froh, unsere Lungen und unsere Kehlen durch die unermeßlichen Staubwolken hindurchzuretten. So fuhren wir die ganze Nacht durch und bekamen ab und zu frische Pferde, die mit dem Heu gefüttert wurden, auf dem wir saßen, sodaß, als wir nach einer Fahrt von 80 Werst in Kiseli ankamen, auch unsre Sitze verschwunden waren, und es fast ein Wunder war, daß wir noch ein Stückchen von unseren Hosen besaßen. Hier bekamen wir ein besseres Fahrzeug. Zu Slabude — ich schreibe die Namen ungefähr so, wie sie ausgesprochen

wurden, auf russisch kann man sie überhaupt nicht lesen — kamen wir am folgenden Mittag an, und zwar gerade zu einem Volksfest, das sehr interessant war. Alles Volk war in Nationaltracht und tanzte. Ich hatte hier auch Gelegenheit, die russischen „Buren" auf ihren Gehöften und im Dorfe zu sehen, und ich muß sagen, daß ich unseren Buren von Afrika durch einen Vergleich mit diesen doch Unrecht tun würde. So sind wir doch nicht gewöhnt, gemeinsam mit unserm Vieh zu leben. Der Russe schläft mit seinen Schafen, Kühen und Schweinen nicht nur unter einem Dache, sondern wenn nötig, auch in denselben vier Wänden. Zu Beginn des Krieges hat es oft geheißen, England wolle den dummen, schmutzigen Buren von Südafrika etwas Kultur bringen, aber hier in Rußland habe ich oft denken müssen, daß es doch den Engländern für ihren großen Kultureifer viel näher gelegen hätte, hier in Europa zu wirken, und daß sie hier ein viel ausgedehnteres Arbeitsfeld gefunden hätten als bei uns, aber die Engländer werden wohl ein Haar darin gefunden haben, mit der Kulturarbeit bei ihren russischen Freunden anzufangen.

Das Land gefiel mir sonst, es war sehr baumreich, fruchtbar und mit zahllosen kleinen Binnenseen besät. Je weiter wir fuhren, desto dichter wurden die Wälder, und desto schmaler die Wege, sodaß wir gezwungen waren, eins unserer Pferde abzuschirren, um durchzukommen. Warum die Russen hier drei Pferde nebeneinander und nicht hintereinander einspannen, verstehe ich nicht. Hier im Lande gibt es auch viel Wild und wilde Tiere, zumal Wölfe machen dem Reisenden oft ungebetene Besuche, wir blieben glücklicherweise davon verschont, bis wir Losjanjo, den Besitz meines Reisegefährten erreichten, der von dessen jüngerem Bruder verwaltet wird. Das Haus, das in einem mächtigen Urwalde am Rande eines Binnensees lag, war wie alle hier, ein von runden Pfählen erbautes Blockhaus. Nach einem Schwimmbade im See machten wir uns mit aufgekrämpten Aermeln über das Essen her, das Herrn H.s Bruder schmackhaft zubereitet hatte. Ich hatte sehr viel nachzuholen, denn unterwegs war es mir, obwohl

ich doch allerhand vertragen kann, oft unmöglich gewesen, mit Appetit zu essen. Es scheint in den russischen Posthäusern Sitte zu sein, daß mit jeder Portion Essen ein oder auch mehrere Paare Fliegen mit serviert werden, und in den meisten Häusern hat man stark den Eindruck, daß Seife und Wasser von der Hausfrau arg gespart wird. Wenn man das russische Volk — ich meine hier das Volk der niederen Stände — ansieht, dann kann man es verstehen, daß in diesem Lande noch recht primitive

Zwischen russischen „Buren".

Zustände herrschen. Viele sind nicht viel weiter in der Kultur als unsere Kaffern, ohne jegliche Schulbildung, abgesehen von allem andern, was ihnen fehlt. In einem sogenannten Hotel hatte die Besitzerin nicht einmal Schuhe an, und als wir uns waschen wollten, kam ein großes Mädchen und goß uns etwas Wasser über unsere Hände, wovon das meiste über unsere Füße ging, und dafür mußten wir noch extra ein paar Kopeken bezahlen. Bettler gibt es in unermeßlicher Anzahl, die von

der Regierung einen besonderen Erlaubnisschein bekommen. Bestehen doch sogar besondere Bettler-Vereinigungen, die ihre Leute überall hinsenden. Das schrecklichste aber ist, daß viele Leute sich selbst zu Krüppeln machen, weil gesunde Männer und Frauen nicht soviel zusammenbetteln können als Krüppel und Kranke, und weil diese bettelnden Krüppel und Kranken beim Betteln oft mehr verdienen, als die Gesunden bei der Arbeit. Ja, es wurde mir erzählt, daß eine Frau ihrem Kinde die Augen ausgestochen habe, um mit demselben betteln gehn zu können. Andere sollen ihren Kindern Zucker ins Gesicht streichen, damit die Fliegen dadurch angelockt werden und den Kindern Wunden fressen, die dann beim Betteln das Mitleid gutherziger Leute erwecken sollen.

Fragt man, warum Rußland in vieler Hinsicht hinter andern Ländern, zumal wirtschaftlich, zurück ist, so erhält man immer die Antwort: „Die Juden!" In dieser gefährlichen Frage hat die Regierung sehr strenge Maßregeln getroffen. Keinem Juden wird es erlaubt, über die Grenze des Landes nach Rußland einzuwandern, nicht einem. Als ich in Deutschland um einen Paß nach Rußland nachsuchte, war die erste Frage, die auf dem russischen Konsulat an mich gestellt wurde: „Nicht wahr, Sie sind doch kein Jude?"

Ohne gegen irgend einen einzelnen Menschen ein Vorurteil zu haben, kann ich es als Afrikander doch nicht unterlassen, hier eine Gefahr für ganz Südafrika unsern Buren vor die Augen zu stellen. Südafrika ist das einzige Land, das reich und auch groß genug ist, um die Auswanderer des übervölkerten Europa aufzunehmen, und wo ich nun die Zustände der Außenwelt mir näher angesehen habe, bedrückt mich eine bange Sorge für unsere Zukunft, wenn die Buren ihre Augen nicht für Dinge öffnen, denen gegenüber sie sie bis jetzt noch ganz geschlossen halten. In Rußland, und nicht nur in Rußland, in ganz Europa werden die Juden in einem gewissen Maße unterdrückt, und von dem Volk wegen ihres rücksichtslosen Geschäftssinns gehaßt. Die begüterten und reichen lassen sich nicht unterdrücken, sie haben zu viel Macht, infolge-

dessen werden sie im Lande bleiben; doch die anderen, die weniger begüterten und armen, die werden in immer größeren Massen nach Südafrika gehen und unser Land überströmen, unser Blut verderben, und unsere Kinder werden ihre Knechte und Mägde sein, wenn wir nicht heute [illegible]on, denn morgen ist es vielleicht zu spät, die nötigen Maßregeln dagegen treffen. Ich sage nicht: Maßregeln gegen die Juden, weil sie Juden sind, nein, Maßregeln zur Erhaltung unserer Volksart, weil wir ein germanisches Afrikandervolk sind und bleiben wollen.

Der Tee ist in Rußland der herrschende Trank, und der beste Tee, den man finden kann. Er wird nicht schwarz ausgekocht, sondern ist goldklar und wird in hohen Messingmaschinen, sogenannten Samowars, zubereitet, ohne Milch, doch mit Zucker und einer oder zwei Scheiben Zitrone darin. Auch eine bestimmte Art von Kohlsuppe soll besonders berühmt sein, doch für einen Buren ist das keine Kost. Man stelle sich vor: Milch, Kohl, Fleischstücke, rote Beete, Brotstücke, Sahne, Wein und — ich weiß nicht, was noch dahinein kommt, endlich ein Stück Eis. und das nennt man dann eine Suppe! Nach einigen Tagen in Losjamjo fuhr ich mit dem Bruder des Herrn H. weiter nach Moskau und Petersburg. Wir reisten Tag und Nacht durch Dörfer und große Wälder. Meine Haupterinnerung sind die zahllosen Mücken und Moskitos, die übrigens dort nicht angenehmer sind als bei uns.

Was sie dort unterwegs Städte nannten, verdient den Namen wohl kaum. So z. B. in Peretschin am Kamla-Fluß, das mir als eine Hauptstadt des Distrikts bezeichnet wurde, waren nicht nur alle Häuser von Holz, auch die Brücken, auch die Stadtmauer, auch die Pflüge, die Schaufeln, Harken, Aexte und Schuhe, kurz alles war von Holz. Dazu hatte der erste Mann, den wir sahen, noch ein Holzbein, und ich wundere mich nur, daß die Leute nicht auch Holz aßen. Am 7. August trafen wir in M o s k a u ein, einer der interessantesten Städte Europas, die näher zu beschreiben eine ganze Reihe von Seiten meines kleinen Buches in Anspruch nehmen würde. Moskau ist eine Stadt mit 964 griechisch-katholischen Kirchen, eine

noch prächtiger und größer als die andere, und doch soll es mit der Gottseligkeit der Bewohner schlecht stehen. Es herrschte eine furchtbare Hitze. Die Stadt ist sehr schlecht beleuchtet. Prachtvoll ist der Kreml, der Zaren-Palast, in dem mir ein Bett gezeigt wurde, das 80 000 Pf. Sterling kostet, und doch schlafe ich, glaube ich, in meinem Bett besser, als der Zar darin. Es gibt zahllose Sehenswürdigkeiten, im Kreml allein 800 Kanonen

An der Moskauer Riesenglocke.

und einen Glockenturm mit 31 Glocken, von dem man einen wundervollen Blick über die Stadt hat. Dabei ist die größte Glocke der Welt beim napoleonischen Brande vom Turme herabgestürzt. Auf den Straßen wurde eine Art Abendmahl an Tausende ausgeteilt. Photographieren war streng verboten, ich habe es aber doch getan. In den Kirchen sieht man unermeßlich viel Gold und Juwelen, was Napoleon nicht abhielt, seine Pferde hineinzustellen. Er dachte eben in solchen Dingen anders als

unser General Liebenberg, der mich tüchtig heruntermachte, als ich das Haus eines Engländers einmal zu gleichem Zwecke gebraucht hatte. Nach einigen Tagen sehr interessanten Aufenthalts in Moskau stand ich auf demselben Berge, von dem Napoleon I. den ersten und letzten Blick auf die Riesenstadt geworfen hatte, und ich befand mich insofern in gleicher Lage wie er, als auch ich mir sagen mußte: „Bis hierher in Rußland und nicht weiter!" Ich mußte viel an sein Geschick denken, wie dieser weltberühmte Führer aus dem Lande, das er schon erobert zu haben glaubte, zurück mußte, nicht allein durch die Tapferkeit der russischen Kosacken, sondern auch durch die Hand der göttlichen Gerechtigkeit zurückgetrieben. Ich mußte an mein Vaterland in Südafrika denken, und konnte auch aus dieser Geschichte wieder für unsere Zukunft Hoffnung und Zuversicht gewinnen. Alles Unrecht muß doch einmal ein Ende haben, und der alte Gott des Jahres 1812 lebt auch noch heute.

Nach wenigen Tagen verließen wir Moskau und fuhren nach St. Petersburg. Da ist man wieder in eine ganz andere Welt versetzt. Man kommt sich vor allen Dingen mehr wie in Westeuropa vor. Es gibt hier keine Reihe von Holzhäusern so wie in Moskau. Die breiten schönen Straßen mit prächtigen vierstöckigen Häusern, stolzen Monumenten, ragenden Kathedralen und kaiserlichen Palästen, deren Pracht sich in dem breiten Newa-Strom widerspiegelt, gewähren einen, wenn auch nicht so fremdartigen, doch imposanteren Eindruck, als die andern russischen Städte mit ihrer wunderlichen Bauart. Der Bruder meines holländischen Reisegefährten, Herr Anton H., mußte mich hier verlassen. Er mußte über Riga nach Holland fahren, um dort etwas Soldat zu spielen. Wir waren gute Freunde auf der Reise geworden, und ich hatte ihm sehr viel zu danken, deshalb möchte ich ihm auch mit diesen Zeilen noch einen Gruß senden, vielleicht erreicht er ihn.

Durch Freunde von Riga empfohlen, fand ich nun in Petersburg wieder herzlichste Aufnahme bei hier lebenden Deutsch-Russen, insbesondere in der Familie des verehrten Herrn Dr. B., die in Pawlowsk, einer Vorstadt von Petersburg, in der Sommer-

frische wohnte. Dr. B. ist ein gesuchter Arzt in den vornehmsten russischen Adelskreisen, und so hatte ich durch ihn die Gelegenheit, nachdem ich eigentlich bisher nur vom niedern Volk etwas gesehen hatte, auch diese Kreise kennen zu lernen, und ich kann nur sagen, daß man mir überall mit der größten Freundlichkeit entgegenkam, und daß Männer, wie Baron von T . . . ., Baron von St . . . . usw., nicht nur für mein Volk ein warmes Herz hatten, sondern mir auch persönliche Freunde wurden. Da die gebildeten Russen neben französisch vor allem deutsch können, so konnte ich mich mit meinem krummen Deutsch überall gut durchschlagen. Unter der freundlichen Führung der Kinder des Dr. B. durfte ich die herrliche Umgebung Petersburgs mit ihren Parks, kleinen Seen, prächtigen Villen und Schlössern besichtigen. Hier fand ich zum ersten Mal in Rußland Gelegenheit, wieder einmal in den Sattel meines geliebten und treuen Eisenrosses „de Wolf" genannt, zu steigen.

Von meinem Rade muß ich meinen Freunden schon etwas erzählen, denn es gehört gewissermaßen zu mir. Viele meiner Freunde in Südafrika wissen, wie eng wir zwei seit Jahren verbunden sind und nennen mich sogar „Koos Bicycle". Ich fahre es nun doch schon eine ganze Reihe von Jahren, und dabei waren das in jeder Hinsicht Kriegsjahre, und es hält immer noch getreu aus und hat noch nichts von seiner Leistungsfähigkeit verloren. Bei manchem Rennen in Südafrika hat es mich zum Siege geführt, und auf großen und weiten Fahrten hat es mich getreu getragen. Es ist doch ein ander Ding mit dem Radfahren in Südafrika als im lieben Deutschland. Ich brauche dabei nur an die Tour zu denken, die ich im Jahre 1893 von Johannesburg nach Kapstadt unternahm und in 11 Tagen schwerer Fahrt durchführte. Nie habe ich so im Schweiße meines Angesichts mein Brot gegessen als damals, und was ein afrikanisches Rad und ein afrikanischer Radfahrer aushalten müssen, davon haben die europäischen Kollegen wohl nur eine sehr dunkle Ahnung. Während man in Europa auf schönen glattgewalzten Chausseen einher „gondelt", wie die Deutschen sagen, geht es bei uns bergauf und bergab,

Roos Jooste auf der Dauerfahrt von Pretoria nach Kapstadt.

ohne Weg und Steg, über Weiden, Sturzäcker und Geröllfelder, und die Wege, die unsere Tausende von Schafen getreten haben, sind auch keine Parkettböden. Trotzdem geht es ganz gemütlich zu: wo es schön ist und gut fahren, da trägt das Rad den Reiter, wo es umgekehrt ist, da trägt der Reiter das Rad, die Hauptsache ist, daß man vorwärts kommt. Wenn man an einen plötzlich angeschwollenen Fluß kommt, über den gewöhnlich keine Brücke führt, dann wird das Rad auf zwei Stücke Holz gelegt und so schiebt man es schwimmend hinüber. Mir ist es vorgekommen, daß mir der Hinterreifen platzte, und daß ich ihn mit Gras vollgestopft habe und so bis zur nächsten Farm gefahren bin. Wie manches Mal habe ich in unseren orkanartigen Gewittern mein Eisenpferd mit Laub und Gras bedeckt, weil man sagt, daß dies helfen solle, Entladungen von Gewittern abzuleiten. Wie manches Mal mußte ich durch Schlamm und Schmutz meine Tour fortsetzen, bis es soweit trocken geworden war, daß ich ein Feuer anbrennen konnte, um meine durchnäßte Kleidung zu trocknen, wie manches Mal auch wurde dies Trocknen auch nur durch die Bewegung ermöglicht. Eins muß der Radfahrer in Afrika haben, sonst kann er dort keine Tour von 2—3000 km unternehmen, und das ist neben einer zähen Gesundheit eine gute Portion Energie. Wenn ich mir heute mein altes Rad ansehe und an die Wege denke, die wir zusammen zurückgelegt haben, und die Kugelspuren des englischen Lee-Metford an seiner Lenkstange sehe, so denke ich immer, daß auch wir ein wenig ein Beweis für das alte Burenwort sind, das auch in Deutschland bekannt ist: „Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg."

Gewaltig, ja unermeßlich sind die Schätze, die in den Palästen der russischen Kaiser, insbesondere auch in Peterhof, dem russischen Potsdam, an Gold, Silber, Perlen und Juwelen aufgehäuft sind. Wenn man aber den Führer von dem vielen Blut und von dem vielen Unglück erzählen hört, das an zahllosen dieser Gegenstände klebt, so empfindet man keine große Neigung nach dieser Pracht. In Peterhof sah ich, bei einer besonderen Gelegenheit, den Kaiser und die Kaiserin mit Gefolge heranfahren. Ich stellte mich seitlich vom Wege auf und machte

meine kleine Kamera klar, um mir ein Bildchen vom Herrscher Rußlands als Andenken mitzunehmen. Doch sogleich war mir ein Kosak auf den Fersen, und wenn nicht die Buren-Sympathie auch nach Rußland hinübergewirkt hätte, so wäre wahrscheinlich mein Apparat jetzt beschlagnahmtes russisches Staatsgut und ich säße in der Falle. Man muß sich nur vorstellen, daß das Photographieren in großen Städten Rußlands auf den Straßen streng verboten ist, nicht weil es dem Berufsphotographen konkurrierend in die Quere kommt, sondern weil man befürchtet, daß in den Apparaten Explosivstoffe verborgen sein könnten. Dann darf man auch die Priester bei ihren Amtshandlungen nicht photographieren, ich habe das aber doch getan, da es dem Manne keine weiteren Schmerzen bereitete und für mich ein Mann mit langen Haaren wie eine Frau, mit schwarzer langer Toga und bloßen Füßen gerade etwas war, was ich für meine Kuriositäten-Sammlung brauchen konnte. Sieht man aber, wie der Kaiser unablässig beschirmt und bewacht werden muß, dann fühlt man, welch ein großes Glück es ist, ein Bur in Afrika zu sein oder wenigstens gewesen zu sein.

Durch die freundliche Vermittlung der Frau Gräfin K. erhielt ich ganz ausnahmsweise Zutritt zu der für das Publikum abgesperrten Militär-Revue des Gardekorps vor dem Zaren. Dort wurden alle möglichen militärischen Versuche gemacht und durch den Kaiser genau besichtigt. Es war außerordentlich interessant. Die berühmten Garde-Kosaken-Regimenter machten in der Tat einen wirklich kriegerischen Eindruck, roh aber tapfer, und ihre Pferde waren die einzigen in Europa, die ich mit unsern vergleichen möchte. Dazu sitzen die Kosaken im Sattel, als wären sie darin geboren und aufgewachsen. Die Artillerie schoß ausgezeichnet und durchbohrte bei weiten Abständen die aufgestellten Stahlplatten. Die Munitionswagen waren hübsch anzusehen, sie flogen, von Motoren getrieben, zwischen den verschiedenen Geschützen hin und her. Ich mußte dabei an unsere Munitionswagen denken, wie wir oftmals vergebens versuchten, sie mit 16 oder noch mehr Ochsen aus irgend einem Schlammloche herauszuholen. Be-

sonders interessant war mir das Sprengen von unterirdischen Minen. Da ich mit meiner Führerin in eine verkehrte Richtung gekommen war, so ging, ehe ein heransprengender Kurier uns warnen konnte, in unserer dichtesten Nähe eine Explosion los, und es war, als wenn die ganze Welt um uns herum in die Luft flöge. Obwohl wir so Gelegenheit hatten, aus nächster Nähe zu sehen, zogen wir es doch vor, hierauf zu verzichten und beeilten uns, unter fleißigem Gebrauch der Peitsche in anständigen Abstand zu kommen. Auch im Flußbett der Newa wurden Sprengungen vorgenommen, und man kann sich größere und schönere Springbrunnen nicht vorstellen als die hierdurch verursachten. Lustig war es anzusehen, wie viele kleine Schiffe nach den Sprengungen blitzschnell heranfuhren, auf denen Männer und Frauen mit Netzen, die an einer langen Stange befestigt waren, saßen, und die durch die Explosion getöteten Fische auffingen. Dazwischen bauten die Pioniere in wunderbarer Schnelligkeit eine Brücke über den breiten Strom, und danach hielten die Ambulanzen ihre Uebungen ab, die mit allen modernen Mitteln der Krankenpflege im Kriege ausgerüstet waren. Ich konnte mir aber nicht versagen zu denken, was nur alle diese modernen Mittel nützen, wenn, wie ich es in Südafrika nur zu oft sehen mußte, das rote Kreuz auf den Armen seiner Träger von einer Nation, die an der Spitze der Zivilisation zu marschieren behauptet, und aus deren Munde die Worte „Humanität und Christentum" am häufigsten vernommen werden, in der brutalsten Weise mißachtet wird, ohne daß die in dem heiligen Bund der Genfer Konvention vereinigten europäischen Großmächte ein Wort dazu gesagt hätten.

In Peterhof erlebte ich noch eine angenehme Ueberraschung. An einem Abend spielte dort die kaiserliche Kapelle vor einem großen Publikum in dem berühmten Park. Durch irgend jemand hatte der Kapellmeister erfahren, daß sich unter den Zuhörern ein Bur befände, und sofort ließ er unsere geliebte Transvaal-Hymne spielen, der von der ganzen Menge zugejauchzt wurde. Dieser Fall war mir wieder einer der vielen Beweise dafür, daß auch in Rußland

warme und lebhafte Sympathie für unseres Volkes Sache vorhanden war, und so schied ich denn nach wenigen Tagen aus dem mächtigen Zarenreich mit dankbarem Herzen. Ich darf mich wohl als ein einigermaßen kulturfähiger Bur ausgeben, denn ich habe mich schnell an die verschiedenen Sitten der Länder gewöhnt, aber an eine Sitte — besser gesagt: Unsitte — kann ich mich noch heute nicht gewöhnen, nämlich das schauderhafte Trinkgeldwesen. Kommt man in einem Hotel an, so wundert man sich oft, wie wenig Angestellte da sind, aber reist man ab, so erscheint plötzlich das ganze Personal, und wehe Ihnen, wenn Sie nicht alle Bereitstehenden befriedigen! — Wenn ein Gast Kaffee oder Limonade verlangt, so ist er „ein ganz gewöhnlicher Mensch"; trinkt er Wein, so wird er als „feiner Kerl" bezeichnet; und gibt er dummerweise viel Trinkgeld, so ist er ein „hochfeiner Herr". Na, dies letzte Zeugnis bekam ich gewiß nie, denn ich bin gewohnt, daß mit dem Bezahlen meiner Rechnung meine Schuld aufhört, aber in Europa fängt sie dann erst recht an. Nicht, daß ich nicht jedem ein volles Recht gönnte, — aber ich wünschte es würde ihm von der richtigen Stelle zuteil. Da in Afrika der Angestellte sein ausreichendes Gehalt bekommt, besitzt er mehr Stolz, denn er ist nicht auf die Gnade anderer angewiesen. Jene Unsitte beschränkt sich nicht allein aufs öffentliche Leben, sondern geht auch ins private, so daß oft eine freundliche Einladung teuer zu stehen kommt. Es ist überhaupt eine schwere Kunst, erst zu wissen, wieviel man geben muß. Gibt man zu wenig, so wird man schief angesehen; gibt man zuviel, so heißt es: „solch dummer Ausländer". Jeder Portier, auch wenn er nichts für Sie getan hat, und jeder Zahlkellner erwarten viel mehr von Ihnen, als das Zimmermädchen und andere, die die Arbeit für Sie gemacht haben. Auf der Straßenbahn muß man „tippen" mit 50 %. Der Barbier hat seinen Prozentsatz wieder anders. Der Briefträger wartet bescheidener bis zum Jahresschluß, und um mit dem Droschkenkutscher freundlich auseinander zu kommen, dazu gehört viel. So bleibt man in einer ewigen Sorge und dennoch heißt es: „Europa hat Ruh'"!

Schweden und Norwegen.

Da ich mich nun einmal im Norden Europas befand, und auch genügende Zeit hatte, so beschloß ich, die Rückreise nach Deutschland über Finnland und Schweden-Norwegen zu machen. Das kleine finnische Volk hat einen steifen Nacken. Es fühlt sich in seinen Rechten und Freiheiten durch den gewaltigen russischen Nachbar bedrückt und wahrt seine Eigenart. So erklärt es sich, daß es mir trotz aller Bemühungen nicht möglich war, für mein russisches Geld in Helsingfors, der finnischen Hauptstadt, einige Ansichtskarten und Früchte zu kaufen. —

Man kann sich gar nicht vorstellen, welche Schererei man in Rußland mit dem Paßwesen hat. In jeder Stadt muß man sich gleich nach der Ankunft auf dem Polizeibureau melden und bei der Abreise die Bewilligung dieses Bureaus zur Weiterreise einholen, anders bekommt man an der Station keine Fahrkarte. Daher wird man es begreiflich finden, daß ich mich glücklich fühlte, als ich endlich auf dem Baltischen Meere zwischen den vielen Granit-Inseln, die sich in den klaren Meereswogen wiederspiegelten, auf einem guten Dampfschiff der schwedischen Küste zufuhr, einen letzten Blick auf das schöne, aber unzufriedene Finnland mit seinem Reichtum an grünen Wäldern und blauen Seen zurücksendend. Da ich an Bord des Dampfers die Bekanntschaft von zwei Amerikanern machte, welche ebenfalls noch keinen festen Reiseplan hatten, so beschlossen wir, uns einen gemeinsamen aufzubauen und brachten damit die Zeit der Ueberfahrt nach Stockholm angenehm hin.

Stockholm ist eine der schönsten Hauptstädte, die ich gesehen habe, man kann beinahe sagen, eine Inselstadt. Der Fremde findet sich schwer in ihr zurecht, aber die Straßenjungen dort sind darauf eingerichtet, suchenden Personen die ihnen nötigen Auskünfte zu geben, und oft sprach so ein einfacher Straßenjunge mich in nicht weniger als vier verschiedenen Sprachen an. Wir besichtigten kurz die wichtigsten Sehenswürdigkeiten, machten nachmittags einen lohnenden Ausflug nach Saltsjöbaden, und da

unser Führer erklärte, daß ein jeder Besucher Stockholms am ersten Abend ins Tivoli gehn müßte, so hielten wir uns auch an diese Vorschrift gebunden und hatten es nicht zu bereuen, da wir uns an guter Musik und an einer Unmasse hübscher schwedischer Damen erfreuen konnten. In Stockholm hatte ich noch die besondere Freude, verschiedene Briefe aus Südafrika vorzufinden, die ich auf dem Gipfel eines Berges mit herrlichem Ueberblick über Stockholm und das Meer gelesen habe. Zum Teil waren mir die Nachrichten von daheim eine große Freude. Wie kann es auch anders sein, wenn ein Sohn im fremden Lande von Mutterhand herzliche Grüße und Wünsche aus der Heimat zugesendet bekommt. Ein Brief aber war recht niederdrückend, worin mir eine junge Cousine schrieb: „All unser Gut ist uns genommen und verbrannt, und nun sitzen wir hier gefangen im Konzentrations-Lager". Ein solcher Brief beschwor Bilder herauf, die mit der herrlichen, friedlichen Natur vor mir wenig in Einklang zu bringen waren.

Von Stockholm fuhren wir mit der Eisenbahn nach Christiania, der Hauptstadt Norwegens, in gutem und für die Nachtfahrten bequem eingerichtetem Zuge. Es war Sonntag, wie wir ankamen, und so hatten wir Gelegenheit, in die hervorragendste Kirche einen Blick während des Gottesdienstes zu tun. Dies wird meinen afrikanischen Freunden fremd klingen, und ich versichere sie, man muß sich sehr daran gewöhnen. Allerdings sind unsere Kirchen auch anders gebaut, als ganz schlichte protestantische Kirchen und so kommt ein Besuch derselben durch Fremde während des Gottesdienstes, so wie es in Europa oft geschieht, niemals vor. Man muß sich nur vorstellen, wie in Christiania in der großen Kathedrale eine Menge von Fremden in Reisekostümen, im Bädecker lesend, zusammensteht, vor ihnen ein Führer, der alles erklärt, während nebenan Männer und Frauen auf den Knieen vor einem Altar liegen und ihre Andacht halten. In Amsterdam kam ich eines Tages in die protestantische Kirche ein wenig zu spät. Da war der ganze Mittelraum, der mit Schranken umgeben ist und in welchem die Gemeinde saß, schon abgeschlossen, so daß ich nur für ein

Kwartje (45 Pfennig) Gelegenheit hatte, die Grabsteine von Admiral Ruyter und andern berühmten holländischen Männern anzusehn, während drin im selben Raume gepredigt, gebetet und ab und zu gesungen wurde.

Am Nachmittag beteiligten wir uns an einer interessanten Rundfahrt zu den umliegenden Inseln. Auf einer wurde uns ein kleines Häuschen gezeigt und uns erzählt, daß darin eine Frau 105 Jahre gelebt habe, ohne das ihr fast direkt gegenüberliegende Christiania nur einmal besucht zu haben. Es ist gar nicht zu sagen, was dem armen Reisenden alles erzählt wird und was er alles gläubig anhören muß. Wenn bei mir der Unglaube in dieser Hinsicht nicht etwas stark entwickelt wäre und wenn ich alle Portiers, Kellner und Fremdenführer für glaubhafte Leute gehalten hätte, so würde man schöne Geschichten in meinem Tagebuch finden können.

Von Christiania fuhren wir teils mit der Bahn, teils zu Schiff, teils mit zweispännigen Karren quer in das Land hinein. Daß Norwegen ein schönes Land sei, war mir schon bekannt, aber eine solche Vorstellung hatte ich mir doch nicht davon gemacht, und gerade die primitivere Art des Reisens paßte so schön in diese gewaltige und unberührte Natur. Wenn ich die Lappen mit ihren Rentierherden sehen wollte, konnte ich mich nicht wie in der Schweiz auf eine Bergzahnradbahn setzen, sondern ich mußte mit meinen eigenen Kniekehlen die Gebirge erobern, und gerade der Gedanke, aus eigener Kraft hinaufgekommen zu sein, erhöht noch den Genuß an den fremdartigen Bildern. In der Schweiz hat mich das oft wütend geärgert, wenn ich im Schweiße meines Angesichts einen Berg hinaufkraxelte, sehen zu müssen, wie alte Damen und junge Mädchen mit Schuhen, die man zum Balle, aber nicht für die Berge brauchen kann, in einer Zahnradbahn stolz an mir vorüberfuhren, und mir mitleidig und herablassend zuwinkten. Gewiß ist es für alte und kranke Leute schön, so auch die Herrlichkeiten der Gebirgswelt vom Gipfel des Pilatus oder des Rigi in Bequemlichkeit genießen zu können, aber im

allgemeinen wird doch der Natur zu sehr Gewalt angetan und die Bequemlichkeit zu weit getrieben.

Woran liegt es denn, daß bei uns Knaben von 10 bis 12 Jahren in den Krieg zogen und wie Männer fochten, während man mir in Europa sagte, daß so etwas hier ausgeschlossen sei? Nicht, weil die Kinder bei uns von Geburt an kräftiger sind, nein, das sind Germanenkinder hier wie dort, aber die

Im norwegischen Hochland.

Verhältnisse unseres Landes machen sie schneller selbständig, weil unsere Natur, mit der sie innig verbunden aufwachsen, noch nicht durch die schädlichen Uebertreibungen der Zivilisation gelitten hat. In Europa werden die Beine nächstens überflüssig werden. Man fährt oder reitet so gut auf den Drachenfels wie auf den Vesuv, jede nur einigermaßen sehenswerte Bergspitze in der Schweiz wird befahren. In jedem Hotel oder größeren neuen Hause gibt es einen Aufzug, und so wird

man bewegt, aber man bewegt sich nicht genug. Es ist in Europa alles auf die Bequemlichkeit der Menschen zugeschnitten, in allen und jeden Dingen, und vielfach wird vor allen Dingen die Magenfrage studiert. Während wir uns in Südafrika oft mühsam unser Essen bei einem Feuer von trockenem Kuh- oder Schafmist selbst kochen mußten, wirft man im Berliner Lokal ein Zehnpfennigstück in den Automaten und hat dafür ein Butterbrot oder ein Glas Bier oder was man sonst zu haben wünscht. Gewiß ist das alles schön, aber der Mensch wird durch diese zu große Verfeinerung der Kultur arg verweichlicht. In Norwegen ist auch die Natur noch unberührt, und darum die Norweger selbst noch ein kräftiges Volksgeschlecht! Wir haben das an dem Skandinavischen Freikorps gesehen, das bei uns im Krieg durch Zerstörung der Bahnen besonders viel geleistet hat.

Inmitten von norwegischen Bauern in ihren schönen Trachten reisten wir 5 Tage lang über prachtvolle, schneebedeckte Berge, vorbei an brausenden Wasserfällen, die in fischreiche Seen hinabstürzten, und an herrlichen Ausblicken in die wildzerrissene Küstenlandschaft der Fjorde, wo die brausenden Meereswogen im ewigen Kampfe mit den granitenen Felsen des Landes liegen.

In Bergen angekommen, trennte ich mich von meinen amerikanischen Reisegefährten und machte eine prächtige Fahrt durch die Fjorde der näheren Umgebung. Hierbei erlebte ich ein kleines Reiseabenteuer, das, wie ich glaube, für meine deutschen Freunde Interesse hat. Der kleine Dampfer war von Touristen überfüllt, und da ich bald aussteigen mußte, um zu Fuß weiter zu wandern, so war es mir wertvoll, an der Table d'hôte teilzunehmen, die jedem Reisenden gegen Belegung eines Platzes offen stand. Ich besorgte mir daher einen solchen rechtzeitig. Als nun alle Plätze besetzt waren, erschien der Herr Oberkellner plötzlich an meiner Seite und verlangte, daß ich meinen Platz räumen sollte. Da ich zufällig beobachtet hatte, wie ein langer, schmaler Herr vorher mit dem Oberkellner tuschelte und ihm etwas in die Hand drückte, so wurde

mir die Sache leicht klar, und ich erwiderte, ich würde meinen Platz niemand einräumen außer dem Kapitän des Schiffes, wenn ihn dieser vielleicht für sich gebrauchen wolle. Es entspann sich ein ziemlich lebhafter Wortwechsel zwischen dem Herrn Oberkellner und mir in deutscher Sprache, den ich wegen der vielen Zuhörer rasch dadurch beendigte, daß ich dem „Ober" unter Begleitung des entsprechenden Blickes in meinem primitiven Deutsch sagte: „Als Sie nun mir nicht Suppe bringen, soll Ihre Nase dies spüren!" Sofort verschwand er, und dann kam der lange, schmale Herr auf mich zu mit der Erklärung, daß er bald aussteigen müsse und Wert darauf lege, gleich zu essen. Als ich nun ihm in seiner eigenen Sprache — natürlich war es ein Engländer — sagte, daß ich in dem ganz gleichen Falle sei, verschwand er mit den entschuldigenden Worten: „Verzeihen Sie gütigst, ich dachte, Sie wären ein Deutscher!" Die Bedeutung dieses Wortes wird sich jeder meiner deutschen Freunde selbst klar machen können. Ich will nur soviel sagen, daß ich darin keinen Beweis der großen, vielfach ausgesprochenen deutsch-englischen Blutsfreundschaft erblicken konnte. Da sich mein Tischnachbar, ein Deutscher, nach meiner Nationalität erkundigte, so überreichte ich ihm meine Karte. „Donnerwetter," sagte er, „die müssen wir dem Engländer doch auf Deck schicken." Dem Kellner wurden ein paar Oere in die Hand gedrückt, und so hat der englische Freund noch nachträglich meine Bekanntschaft gemacht. Er war aber nicht so höflich, seine Karte in Erwiderung hinunterzuschicken. Am Tische in unserer Nähe saß auch ein Franzose, dem durch einen Holländer der Scherz übersetzt wurde. Als er hörte, ich sei ein Bur, geriet er plötzlich in eine unglaubliche Begeisterung, ließ für die ganze Tafelrunde Sekt bringen und hielt eine begeisterte Rede in Französisch, die jedenfalls auf mich ging, von der ich aber sicher an der ganzen Tafelrunde am wenigsten verstanden habe. Nur der Schluß „Vivent les Boers" war mir verständlich und genügte mir für das Ganze. Als ich an der nächsten Haltestelle das Schiff verließ, kann ich sagen, daß die ganze Schiffsgesellschaft, mit Ausnahme des Herrn „Ober",

der kein Trinkgeld von mir erhielt, und des langen Engländers, meine Freunde geworden waren auf Grund dessen, was sich in Südafrika ereignet, und ich kann sagen, daß es mich ehrlich ergriffen hat, als dort im fernsten Norden von deutschen Männern dem niederdeutschen Stammesbruder vom Schiffsbord noch nachgerufen wurde: „Heil den Buren."

Von Bergen reiste ich bald darauf nach Kopenhagen und dann an Bord des Schiffes „Gjedser" nach Warnemünde zurück, nur eine kurze Fahrstrecke, aber doch lang genug, um sie zeitlebens im Gedächtnis zu behalten. Während der ganzen Strecke war sicherlich niemand an Deck als der Kapitän und seine Hilfstruppen und die Wellen der Ostsee, die über das Schiff weggingen, als ob es gar nicht da wäre, und ich hatte unten in meiner Koje eine heillose Angst, nicht daß ich bald sterben würde, sondern daß ich in diesem Zustande zu lange lebendig bleiben müßte. Auch das wurde überstanden und am 28. August war ich wieder in meinem alten Berliner Quartier, dem Hospiz am Brandenburger Tor, angelangt und konnte dort, wo mir keine Wellen und Wassersnot zusetzten, mit meinem alten Burenappetit an der Haustafel meine volle Schuldigkeit tun.

Blicke ich zurück auf diese Monate der außerdeutschen Reisezeit, so freue ich mich einer Fülle von schönen und wertvollen Erinnerungen, kann mich aber doch des Eindrucks nicht erwehren, daß es kein Vergnügen ist, in Ländern zu reisen, deren Sprachen man nicht kennt, und wo man nur zu oft gezwungen ist, seinen eigenen Gepäckträger und immer in hohem Maße den Zahlmeister zu spielen.

Unter deutschen Bauern im Odenwalde und in Thüringen.

Während ich in der ersten Zeit meiner Vortragstätigkeit fast nur mit den deutschen Stammesgenossen in den großen und mittelgroßen Städten Deutschlands Fühlung bekam, wurde ich durch zwei Vortragsreisen im Odenwalde und in Thüringen zum ersten Male mit unseren „engsten" Landsleuten, mit deutschen Bauern bekannt. Die deutschen Bauern hatte ich bisher nur in einzelnen Exemplaren, gewissermaßen im Sonntagsstaat, gesehen, wenn sie in die Städte zu den Versammlungen kamen. Nun lernte ich sie auch in ihren eigenen Wohnsitzen und ihrer eigenen Lebensweise kennen. Im Gegensatz zu uns daheim, wo die Buren, die Landwirtschaft und Viehzucht treiben, sich wohl nach dem Reichtum unterscheiden, im übrigen aber doch alle ziemlich die gleichen Lebensgewohnheiten haben und ein einheitliches Bauerntum bilden, gibt es in Deutschland zwei ziemlich stark verschiedene Sorten „Buren": das ist der Bauer als kleiner Landwirt, der in erster Linie durch seiner und seiner Familienangehörigen Hände seinen Boden bearbeitet und der Großgrundbesitzer, der nur der Kopf seines Besitztums ist, während die Hände angeworbene Kräfte sind. Freilich darf man den Namen „Großgrundbesitzer" nicht an einem südafrikanischen Maßstabe messen. Wir nennen einen großen Buren einen Mann, der 20 000 bis 30 000 Morgen besitzt, und solcher gibt es nicht wenige. In den engeren Verhältnissen Deutschlands ist ein Gutsbesitzer schon etwas Großes, wenn er ein paar Tausend Morgen zur Verfügung hat. Auf dieser verhältnismäßig kleinen Fläche wird hauptsächlich Ackerbau getrieben, die Bewirtschaftung erfolgt aber in einer außerordentlich intensiven Weise. Ich muß gestehen, daß die deutschen „Buren" viel mehr arbeiten wie wir, und daß sie aus ihren kleinen Besitztümern mehr erzielen, wie wir aus unsern großen. Allerdings haben wir ein ruhigeres und freieres Leben bei der einfacheren Wirtschaftsart, der Viehzucht. Dazu kommt noch,

daß unser Klima uns erlaubt, das ganze Vieh im Freien zu lassen, während in Deutschland im Winter alles in Ställen untergebracht werden muß, was natürlich auch wieder, abgesehen von den schweren Gebäudekosten, erhöhte Betriebskosten mit sich bringt. Bei uns ist es in normalen Zeitläufen so, daß der Bur auch bei wenig Arbeit und nicht intensiver Bewirtschaftung seines Besitzes reichlich für sich und die Seinen zu leben hat und noch durch Viehverkauf an die großen Städte wie Johannesburg und Pretoria viel Geld verdienen kann. In Deutschland ist der Boden teuer, die weißen Arbeitskräfte sind natürlich auch teurer wie unsere Kaffern und werden durch die Industriestädte vom Lande abgezogen, und so muß der Landwirt in Deutschland viel schärfer arbeiten wie wir, um existieren zu können.

Im Odenwalde habe ich es spüren können, daß der Bauer gerade wie bei uns am meisten Herz hat für Recht und Unrecht und für die großen Güter seines Volkes, weil der Städter hier wie bei uns durch viel mehr Nebeninteressen in Anspruch genommen ist, und weil er durch den oft internationalen Verkehr, bes. Geschäftsverkehr, von seinem Volkstum etwas abgelenkt wird oder wenigstens den Gegensatz zum Fremden nicht so empfindet. Wenn auch die deutschen Großstädte immer einen tiefen Eindruck auf mich gemacht haben, so muß ich doch offen gestehen, daß ich mich, was das gesamte Volk anbelangt, doch immer zwischen den deutschen Bauern am meisten wie zu Hause und am wohlsten gefühlt habe.

Herr Dr. A. aus Bensheim und Herr Professor R. aus Weinheim waren diejenigen, die mich bei diesem deutschen Bauernstande des Odenwaldes eingeführt haben. Wir reisten von Dorf zu Dorf, meistens im Fuhrwerk, da wir oft noch keine Bahnverbindung zur Verfügung hatten, was meinen Landsleuten freilich als selbstverständlich erscheint, in Deutschland aber fast ein Wunder ist. Ich muß sagen, daß ich gerade auf diesen Wanderfahrten erst gesehen habe, wie schön die deutschen Wälder und Berge sind. Der Empfang, den ich um meines Volkes willen fand, war rührend und erhebend. So fuhren

wir eines Nachmittags nach Brandau, einem Dorfe tief im Odenwalde. Ungefähr 2 Kilometer vor dem Orte tauchte weit auf der Chaussee ein Reiter auf. Wie er näher kam, was sah ich zu meiner Freude und Ueberraschung? Es war ein echter Bur, der mir entgegenkam, zu Pferde, mit Gewehr, Patronenbandelier und breitem Burenhut. Es war mir, als ob ich wieder in die Heimat, in die Zeiten des Krieges zurückversetzt worden wäre, und unwillkürlich sprang ich von dem Wagen, als ob ich eine Meldung entgegennehmen sollte. Und richtig war es auch so. Ich konnte ihm kaum die Hand drücken, da stellte er sich schon zum Rapport auf und meldete mir, daß er im Namen und im Auftrage der Einwohner von Brandau mich an der Dorfgrenze zu begrüßen habe und mich nach dem Dorfe führen solle, wo die ganze Einwohnerschaft auf mich warte, um in mir das stammverwandte und schwergeprüfte Burenvolk zu begrüßen. Am liebsten wäre ich selbst auf sein Pferd gesprungen, so froh und heimatlich war mir zu Mute. So mußte ich aber, um der anderen Freunde willen, in dem bequemen Wagen bleiben. Am Eingange des Dorfes war die ganze Bevölkerung in Reih und Glied aufgestellt, vornan die Kriegervereine, und unter ihnen in erster Linie die alten Kriegsveteranen aus den großen Jahren 1870 und 71, auf der Brust die Medaillen und Ehrenkreuze, die in einem ehrlicheren Kriege und auf ehrlichere Weise erfochten worden waren, als die Kreuze und Orden, die wir in Südafrika so oft den Tommys als Andenken abnahmen, manche schon alte, graue und gedrückte Männer, aber noch mit jungen und warmen Herzen für ihre niederdeutschen Stammesbrüder. Neben ihnen aufgestellt die Feuerwehr, die freiwilligen Kämpfer zum Schutz der Heimat in Friedenszeiten, und zum Schluß die Schulkinder, geführt von ihren Lehrern, mit Hunderten von bunten Fähnchen in den deutschen und burischen Farben. Die Begrüßung kam von Herzen und ging zu Herzen, wie es ja auch nicht anders sein kann, wenn ein Bur zum andern spricht. Dann setzten sich die Jungen und die Alten an die Spitze, und mit wehenden Fähnchen marschierte der ganze Zug in das Dorf hinein, wo ein schön-

geschmückter Ehrenbogen aufragte, aus dessen grünen Blätterkränzen die Worte „Willkommen bei uns", uns entgegengrüßten, Worte, die man nur Freunden zuruft, und die mir das Herz tief rührten, weil ich dort spürte, wenn ich auch noch allen diesen Leuten unbekannt war, so galten doch diese Grüße auch mir persönlich. Gehörte ich doch zu dem Volke, das hier das von Herzen willkommene war! Und mir wurde das Herz weit bei dem Gedanken, daß das Volk, das aus seiner alten Heimat vertrieben und ermordet wird, Gottlob hier auf deutschem Boden

„Es regt sich was im Odenwald."
Jungdeutschland gibt dem Buren das Ehrengeleit über Berg und Tal.

doch noch einen Fleck hat, wo es gern gesehen und willkommen ist. Am schönsten war die strahlende Freude auf den Kindergesichtern. Ein Volk, dessen ganze Jugend noch so viel Platz im Herzen hat, um sich für eine edle Sache zu begeistern, wenn sie auch durch Meere und Länder von ihr getrennt ist, in dem steckt Gutes, das ihm auch über schwere Zeiten der Zukunft hinweghelfen wird. Und diese Buben und Mädchen, die schon für eine fremde Sache so begeistert waren, die werden auch, wenn es für das eigene Volk gilt, nicht versagen. Und wie sie mir Grüße

bestellten an die Burenkinder, da mußte ich denken, daß wir mit den Deutschen auch durch den gemeinsamen Herzensgruß unserer Kinder verbunden wären, und daß für unser eigenes Volk das Wort gelte, das man in Deutschland so oft hört — wer es gesagt hat, weiß ich nicht — „Wer die Jugend hat, der hat auch die Zukunft!“ Ich kann allen unseren Burenjungen und -mädchen die vielen Tausende von Grüßen, die mir an sie aufgetragen wurden, nicht persönlich ausrichten. So hoffe ich denn, daß, wenn dies kleine Buch in meiner Muttersprache nach Südafrika geht, diese Stelle hier dazu dienen soll, die Grüße auszurichten, und ich bin sicher, daß sie mir dabei herzlich entgegenkommen werden. Ihr Kinder meines Volkes in der Heimat drüben, vergeßt nicht, daß weit, weit von Euch jenseit des Meeres im ganzen Deutschen Reich gute Kameraden von euch wohnen, besonders aber in den Dörfern und Wäldern des Odenwaldes!

Gleich warm und herzlich war die Begrüßung, die mir zuteil wurde überall in jedem Dorfe und jedem Hause des schönen Thüringerlandes. Wenn ich mich dort besonders gern aufgehalten habe, so ist dies nicht nur deswegen geschehen, weil dies Land mit seinen grünen Wäldern und blauen Höhen so überaus schön ist, sondern weil ich fand, daß dort überall wirkliche Gemütsmenschen wohnen. Hier ist nicht die Stätte, aller derer zu gedenken, die sich mir persönlich lieb und gut erwiesen haben und mir Freunde geworden sind, auch ohne die schönen Klöße und Gänsebraten, dazu würde der Platz gar nicht reichen, aber von denen, die meinem Volke in mir ganz besonders Gutes getan haben, muß ich vor allem Herrn Dr. W. aus Ohrdruf und Professor L. aus Gotha hier ein Dankeswort sagen, die sich mit vieler Mühe und vieler Arbeit, aber auch mit rechtem Erfolge für unsere Sache überall im Thüringerwalde eingesetzt haben.

Vielleicht erinnern sich noch viele Kinder an die hübschen Spielsachen, die ihnen der Vater oder die Mutter, der „Dom“ oder die Tante von dem Bazar in Pretoria von den Verkaufsständen der Frau Ueckermann, mitgebracht haben. Alle diese schönen Spielsachen kamen aus Ohrdruf, und viele fleißige

Kinderhände haben sie angefertigt. Und wenn diese Kinder, die oft schon schwer arbeiten müssen, während ihr euch auf den Feldern tummeln könnt, gewußt hätten, daß es für euch war, dann hätten sie sicher mit noch viel mehr Lust alle diese Puppen gemalt und diese Häuschen aufgebaut, die dort in eure Hände gekommen sind. Ich kann euch nur sagen, daß wohl niemals Spielzeug so billig verkauft worden ist, wie dies, als die Fabrikanten hörten, daß es dazu bestimmt sei, euch in der schweren Notzeit eures Heimatlandes eine Weihnachtsfreude zu machen. Hoffentlich hat es den Zweck erfüllt.

Aber das Thüringerland hat auch für uns Buren noch eine besondere und große Bedeutung gewonnen, von der viele meiner Landsleute gar keine Ahnung haben, und hat auch uns erwachsenen Söhnen und Töchtern des Burenvolkes Großes geschenkt. Martin Luther, der Mann, den wir auch mit als unsern Reformator anerkennen, hat in diesem Thüringerlande auf der herrlichen Wartburg, die, über der Stadt Eisenach auf dem Berge thronend, weit hinausschaut in die Täler und Wälder des Thüringerlandes, in freiwilliger Gefangenschaft gesessen, zum Schutze vor seinen damals noch übermächtigen Feinden. Und wer hat wohl je eine gezwungene Muße besser ausgenutzt als er, der dort im Jahre 1521 das Buch übersetzte in die Sprache seines Volkes, aber auch für alle Völker, die das rechte Gotteswort haben wollten, das Buch, das ein jeder Bur bei sich trägt als Reisehandbuch für sein irdisches und himmlisches Leben, und das uns in den schwersten Zeiten des Kampfes ein Trost und Freund war: die Bibel.

Dort oben auf dem Berge stand ich allein und hatte Zeit, in der Stille des Burggartens über dies alles nachzudenken, und meine Gedanken waren folgende:

Worin liegt die Zukunft für uns Buren in Südafrika? Darin, daß unser Volk die feste Zuversicht und das Vertrauen zu seinem Gott behält, das wir von den Vätern überkamen und uns durch die schwerste Zeit hindurch bis heute gerettet haben. Wie kam unser Volk zu diesem Glauben und Vertrauen? Durch die Bibel, die dort oben auf der deutschen

Burg im Thüringerwalde geschrieben wurde. So wurde für mich dieser Berg und diese Burg der Anfang und der Grundstein auch der Geschichte meines Volkes und dieser Berg sollte in der Geschichte unseres Burenvolkes einen Platz und einen Namen haben neben Amajuba und neben dem Spionskop. In solchen Gedanken durchschritt ich das Tor, das damals den großen Gotteskämpfer von der Welt abschloß, dasselbe Tor,

An der Wartburgpforte.

das aber Gott sei Dank sich ihm auch wieder öffnete, um es ihm zu ermöglichen, seine Arbeit fortzusetzen, auch für unser Burenvolk. Und als ich in dem Stübchen stand, wo er die Bibel geschrieben, da konnte ich mich nicht enthalten, dem Führer zu sagen: „Bitte, wenn Sie dem Publikum davon erzählen, daß hier die Bibel geschrieben wurde, so sagen Sie ihm dabei, daß hier der Grundstein gelegt worden ist für ein freies und gerechtes Südafrika!“ —

Sollte nicht ein jeder Afrikander, wenn ihn der Weg nach Deutschland führt, die Wartburg als ein Stück geistiger Heimat seines Volkes mit besuchen? Und doch waren schon so viele hier, ohne sich diesen für sie bedeutungsvollsten Punkt Europas angesehen zu haben.

In Thüringen fand ich noch eine andere Erinnerung an die Heimat; in Neudietendorf, wo dieselbe Brüdergemeinde besteht, die in der Kapkolonie das Dorf Gnadendaal bewirtschaftet. 15 Jahre waren es her, daß ich dort auf afrikanischem Boden zum ersten Male von den Herrnhutern gehört hatte und ihre Gastfreundschaft genoß, wie jetzt in Deutschland.

Unser afrikanisches Gnadendaal ist ein kleines Paradies, fruchtbar und schön gelegen. Die kleinen Häuser der Hottentotten wie auch der Herrnhuter mit ihrer Kirche und Schule nisten sich unter großen Eichen und Magnolienbäumen ein, unter deren Zweigen ich damals dieselben Posaunenchöre hörte, wie Weihnachten 1902 in Neudietendorf.

In Neudietendorf war es auch, wo ich zum ersten Male in Deutschland in Herrn Dr. F. einen Freund gefunden habe, der mich mit auf die Jagd nahm. Ich hoffe nun, die deutschen Jäger nicht zu beleidigen, aber ich muß gestehen, ich war ganz erstaunt, als ich zum ersten Male sah, daß große Herren auf Hasen schießen. Bei uns ist das ein Vergnügen für die Kinder, während ein erwachsener Mann seine Büchse nur auf Wild mit Gehörn oder auf Raubtiere richtet. Es wurde mir aber bald klar, daß es hier im Lande eben keine Antilopen, Bleßböcke, Hartebeeste, Kudus und Quaggas gibt, und so habe ich auch schnell riesiges Vergnügen am Hasenschießen gefunden und an der Art und Weise, wie es gemacht wird, nämlich durch Umzingeln, was man in Deutschland eine Treibjagd nennt.

Es ging ruhiger und gemächlicher zu als bei uns auf der Jagd, wo man nur mit guten Pferden mitkommen kann. Vielleicht macht es einem meiner deutschen waidmännischen Freunde Vergnügen, wenn ich ihm hier kurz erzähle, wie man bei uns so eine Antilopen- oder Springbockjagd betreibt.

Das Wort „bok" hat bei uns nicht die Bedeutung des männlichen Tieres, sondern umfaßt die ganze Art. So haben wir Bleekböcke, Steenböcke, Rooiböcke, Bosböcke, Klipböcke, Ribböcke, Springböcke und Bleßböcke. Die männlichen Böcke bezeichnen wir mit „bokram" und die weiblichen mit „bokooi". Hasen werden bei uns wie Katzen betrachtet, und mancher alte Bur, der sich streng an die Bibel hält, wird sie nicht essen, weil sie nicht wiederkäuen und keinen gehuften Fuß haben.

Besonders interessant ist die Jagd auf Springböcke, denn diese haben ihren Namen nicht umsonst wegen der gewaltigen Sätze, die sie machen können, und da heißt es dann, flink sein. Manchmal finden sich Tausende und Abertausende von ihnen zusammen. Sie alle aber stehen unter einem Leiter, dem sogenannten „Voorbok", der ein wachsames Auge auf die Jäger hat. Wenn es ihm gelingt, diese zu früh zu Gesicht zu bekommen, dann ist es mit der Jagd vorbei, denn er reißt mit unglaublicher Geschwindigkeit aus, und vermöge ihres Instinktes folgt ihm die ganze Schar unverzüglich nach. Man muß also versuchen, den „Voorbok" über den Standpunkt des Jägers zu täuschen, und das tut man dadurch, daß man ein paar Kugeln vor und seitwärts von ihm einschlagen läßt. Dann weiß er zuerst nicht, wohin er sich zu wenden hat, und während er nun noch die Richtung sucht und die ganze Herde wartend sich hinter ihm sammelt, jagen wir so schnell, wie nur die Pferde über die Felder laufen können, auf die ganze Masse los. Dann natürlich nimmt er sofort einen bestimmten Weg, und alle andern folgen ihm, und zwar nicht im geschlossenen Rudel, sondern wie Soldaten in Reihen gesetzt, einer hinter dem andern. Hinter dieser langen Linie oder dem Strich von Böcken springen wir dann ab und schießen von hinten, niemals von der Seite, oft bis auf 1000 Meter Abstand. Das nennen wir „op die streep schiet". Wer zufällig zu Wagen oder zu Fuß in einen solchen Strich hineingerät, wird einfach zu Tode zertreten. Ein solcher Bock wiegt bis 100 Pfund und hat ein sehr wohlschmeckendes Fleisch, das wir in der Sonne trocknen und „Bultong" nennen. Einmal

in unserm Kriege haben wir ein solches „op die streep schiet“ auch gegen unsere Feinde angewandt, und zwar waren es die wegen ihres unglaublich brutalen Auftretens bei Elandslaagte gegenüber dem vereinigten Buren- und deutschen Korps berüchtigt gewordenen Lanciers, die wir wie Springböcke behandelt haben. Als das gehaßte Regiment wieder zum ersten Male mit Buren in Fühlung kam, führte ein alter Bur die Sache mit folgenden Worten ein: „Kerels, ons moet die lanciers op die streep schiet“. Es sollte so gut wie keiner ungestraft von ihnen davonkommen. Ein paar hundert Buren versteckten sich in einem trockenen Bachbett, eine andere Abteilung ging vor und lockte dann durch scheinbare Flucht „die lancers“ hinter sich her, und zwar in eine Art von engem Wandelpaß zwischen einem Drahtzaun und dem Bachbett. An dieser schmalen Stelle mußten die ganzen „lancers“, einer hinter dem andern, reiten; und sofort schoben sich unsere versteckten Mannschaften hinten hinein und schossen „op die streep“. Das Ergebnis war, daß von über 400 Mann nur 5 übrig blieben. Unsere Toten von Elandslaagte waren bald und gründlich gerächt, denn während des ganzen Krieges hat man von diesen „berühmten“ lancers nichts mehr gehört. Sie liegen in den Bergen von Natal, auf ihre Gräber hat der gerechte Gott geschrieben: „Bis hierher und nicht weiter“.

Deutsche Jäger wird es interessieren, etwas über die Jagd auf Strauße zu hören, die auch eine Treibjagd darstellt, wenn auch in anderer Art, als man in Deutschland diesen Ausdruck versteht.

Der Jäger nimmt hierbei einen Standpunkt ein, der den Weideplatz des Strauß überhöht, d. h. er steigt auf einen Baum oder ein „Kopje“, von dem er die Straße übersieht, die oft 1000 Meter von ihm entfernt sind. Von hier aus beginnt der Jäger nun über die Strauße fortzuschießen, so daß die Kugeln hinter ihnen einschlagen. Der aufwirbelnde Staub verrät dem Strauß die Gefahr, er beginnt nach vorn zu laufen, also auf den Jäger zu.

So bringt man die Vögel sich immer näher, oft natürlich

mit großer Munitionsverschwendung, bis man die Tiere in schußgerechter Entfernung hat und sein Opfer trifft — oder verfehlt — je nachdem.

Auf den verschiedenen Treibjagden, die ich in Deutschland mitgemacht habe, war es mir immer ein Vergnügen, zu sehen, wie regelrecht alles zuging, ohne Anstrengung und Durcheinander. Da wurde es mir wieder klar, daß die deutsche Disziplin hierzu das beste tat, und daß es bei uns unmöglich wäre, so zu jagen, weil uns eben diese Disziplin fehlen würde. Ich glaube, ich war der einzige unter 35 Jägern, der seine Stelle verlassen hat, um einem Hasen zu folgen. Jetzt habe ich mich aber auch darin geändert und bin durch meinen Aufenthalt in Deutschland so weit gebessert worden, daß keiner von meinen Jagdfreunden, der diese Zeilen liest, sich in Zukunft abhalten zu lassen braucht, mich einzuladen. Und wenn es mir so wunderlich gegangen ist, daß ich während meiner ganzen Kriegszeit nicht so viel Blei mit meinem Körper aufgefangen habe, wie in Thüringen durch freundliche Vermittlung eines Jagdfreundes gelegentlich einer Treibjagd, so sehe ich das als ein Lehrmittel der Disziplin an und denke trotzdem gern an die schöne Zeit zurück, in der mir zum ersten Male wieder die Freude wurde, eine Waffe in Händen zu haben.

Hier in Thüringen, wie in andern Teilen Deutschlands hatte ich auch Gelegenheit, etwas Einblick in die Verhältnisse der Landarbeiter zu gewinnen, und ich muß gestehen, ich bin dankbar, daß ich kein deutscher Bur bin. Ich habe nicht so viel Geduld auf Lager, um einen Menschen, den ich bezahle, damit er arbeitet, auch wenn er faulenzt, noch höflich behandeln und gar nicht wagen zu können, ihm einigermaßen grob die Wahrheit zu sagen, weil ich befürchten muß, er geht mir dann davon, und ich sitze mit dem unbearbeiteten Felde da. Meine Arbeiter in Afrika habe ich auch bezahlt, und zwar mit Preisen, an die man in Deutschland vielfach gar nicht glaubt, da die meisten denken, wir behandeln unsere Kaffern wie Sklaven. Als ich mein Geschäft in Pretoria hatte, bekam mein Kaffer, der in der Küche arbeitete, 20 und der,

welcher im Stalle war, 25—30 Mark für die Woche. Ich habe auch nicht verlangt, daß sich meine Leute krank arbeiten, aber etwas strammer mußten sie doch heran, als ich es hier in Deutschland auf den Kartoffelfeldern mit Landarbeitern gesehen habe, wo ein jeder seine Hacke so vorsichtig handhabte, als sollte er seine Großmutter aus der Erde graben und nicht Kartoffeln, und man kann dann noch hören, wie unhöflich, ja grob und frech oft diese Landarbeiter auf

Nach der Hasenschlacht.

Vorstellungen antworten. Da muß ich wieder sagen: „Gut, daß ich hier nicht der Besitzer war, weil mich sonst die deutschen Gesetze gefaßt hätten." In einem solchen Falle würde allerdings in Afrika mein „Shambok" mit dem Buckel des Betreffenden in enge Fühlung treten. Wie ich dies Verfahren dem betreffenden Gutsbesitzer empfahl, war er ganz entsetzt und meinte, dann würde er in eine schöne Patsche geraten, da es in Deutschland eine ganze Menge von Gesetzen gäbe,

wie er seine Arbeiter zu behandeln hätte, während diese so ziemlich mit ihm machen könnten, was sie wollten. Nach meinem einfachen Burenverstande sind das allerdings übertriebene Kulturverhältnisse, und es ist eine falsche Empfindsamkeit, wenn man meint, die Prügelstrafe wäre in gewissen Fällen nicht kulturgemäß. Ich meine, es wäre viel besser für manchen Verbrecher, wenn er einmal gründlich durchgehauen würde, statt daß man ihn in ein Gefängnis schickt, wo er oft besser verpflegt wird, als er es sonst gewöhnt war, und noch ärztliche Hilfe bekommt, wenn er vom Nichtstun Kopfschmerzen hat, abgesehen davon, daß diese Kosten für Verpflegung und ärztliche Hilfe aus den Taschen der ehrlichen Steuerzahler genommen werden.

Wagen des Helsdorfer Ochsengespanns (s. S. 112).

Unter den deutschen Burenfreunden in Oesterreich.

Als ich im April 1902 in Dresden und Umgebung eine Reihe von Vorträgen hielt, welche von dem Dresdener Vorsitzenden des „Alldeutschen Verbandes", Herrn Dr. H. veranstaltet waren, und bei denen ich von diesem treulich unterstützt und begleitet wurde, erreichte mich eine Einladung aus Oesterreich, die ich gern und mit Dank annahm. Wenn ich an dieser Stelle meinen deutschen Freunden über meine Burenarbeit in den Alpenländern Oesterreichs erzähle, so wie ich's früher schon von Böhmen getan habe, so meine ich, daß das mit dem Titel meines Buches nicht im Widerspruch steht, denn ich fand auch dort ebenso gute Deutsche wie im Deutschen Reich. Meinen Landsleuten wird es ebenso wenig wie mir bekannt sein, daß nicht alle Deutschen im Deutschen Reich zusammen wohnen, sondern daß außer den 52 Millionen Deutscher, welche neben 4 Millionen Polen, Dänen und Welschen im Deutschen Reiche wohnen, noch über 20 Millionen Deutscher und Niederdeutscher in den andern Ländern Europas ansässig sind. Ganz besonders ist dies in Oesterreich der Fall, einem Lande, das in früheren Zeiten überhaupt von den Deutschen gegründet wurde und seine Kultur von ihnen erhalten hat. So meine ich, daß, wo Deutsche wohnen, dort auch Deutschland ist, ebenso gut wie auch jetzt noch in Transvaal und der Oranje-River-Kolonie Burenland ist, wenn dort jetzt auch der Union-Jack weht.

Auf der Reise zur österreichischen Grenze passierte mir ein wunderliches Mißgeschick, indem ich mit den deutschen Gesetzen in Konflikt kam. Aber dies geschah nicht aus Unkenntnis, sondern ganz unschuldig fiel ich da hinein. Ich fuhr mit einem Schuldirektor zusammen im Zuge, und wir unterhielten uns über die herrliche Landschaft mit den gewaltigen Steinbrüchen und riesenhaften Burgen und Felspartieen, welche man die „Sächsische Schweiz" nennt. Mit einem Male hielt der Zug; als wir nachschauten, was los wäre, sahen wir die beiden Schaffner eilig von einem Abteil zum anderen klettern, bis schließlich auch

wir an die Reihe kamen, und gefragt wurden: „Weshalb haben Sie die Notbremse gezogen?“ Wir beide schauten ganz erstaunt hin, und wahrhaftig, da hing der Griff der Bremse herunter, und die kleine Schnur mit dem Blei war durchgerissen. Hierauf erfolgte natürlich ein lebhafter Meinungsaustausch zwischen dem Herrn Schaffner und uns, dessen Ergebnis war, daß er unsere Fahrkarten forderte. Der Herr Direktor griff selbstverständlich sofort nach seiner Tasche, ich aber weigerte mich trotz der Strafe, welche mir wegen böswilligen Aufhaltens des Zuges angedroht wurde. Gewiß bin ich für Disziplin, aber nicht für Uebertreibungen der Disziplin, und wie gerne ich auch allen Gesetzen Folge leiste, so bin ich doch der Meinung, daß ich auch meine Rechte zu verteidigen habe. Wenn also der Zug, worin ich rechtmäßig fahre, mit einem Male stehen bleibt, ohne daß ich daran schuld bin, weshalb soll ich denn meine Fahrkarte abgeben, um später durch die verschiedenen Kontore und Bureaus hinter ihr herzulaufen, wie das mein Reisegenosse, der Herr Direktor, gemußt hat. Kurz und gut, meine Karte war nicht zu haben. Das Ergebnis war, daß bei der nächsten Station ein Herr Vorsteher und ein Polizeibeamter gerufen wurden, und eine lebhafte Begrüßung zwischen uns stattfand, an der das Publikum mit Genuß teilnahm. Um die lange Geschichte kurz zu machen, die Sache sah für mich sehr ungünstig aus, bis wir endlich unsere Namen angeben mußten. Sofort bemerkte ich, daß die Sympathie für die Buren uns zugute kam. Aber eine zweite Krisis trat ein, als ich als meinen Aufenthalt Pretoria, Schoeman-Straat, nannte. „Bitte, machen Sie keine faulen Witze“, sagte der Herr mit der roten Mütze und dem Bleistift, „ich will Ihren Wohnort in Deutschland haben. Wo sind Ihre Papiere?“ „Ja,“ antwortete ich, „bei uns werden nur die Koffer mit Adressen versehen. Ich habe keinen Paß bei mir, und wenn Sie absolut wollen, daß ich hier in Deutschland einen Wohnort haben muß, so schreiben Sie nur: Dresden, Berlin oder München.“ Diese Antwort hätte mir beinahe eine Unterkunft auf Kosten der sächsischen Regierung verschafft, aber der Herr Direktor kam mir zu Hilfe,

und nach einer langen Erörterung fand die Sache einen ebenso unerwarteten, wie angenehmen Abschluß durch folgende Fragen, die derselbe Herr in der roten Mütze an mich richtete: Werden die Buren wohl die Engländer unterkriegen? Was meinen Sie? Nicht wahr, de Wet ist den Engländern doch glücklich wieder entwischt? War Buller wirklich gestempelt worden? U. s. w.! Wieder einmal war mein Burentum ein Freipaß für mich geworden.

Einige österreich sche Freunde unserer Sache.

Ich fuhr in einer Strecke durch bis Steiermark. Da hat mich der dortige Gruß „Grüß Gott" besonders angeheimelt, wie auch in den Bergwerken der Gruß „Glückauf". Ich fand das doch viel schöner, als wenn man in Berlin, wenn man sich mitten in der Nacht auf der Friedrichstraße trifft, „Mahlzeit" sagt, wo man doch ganz gewiß nicht mehr daran denkt, noch etwas zu essen. Sehr gut gefielen mir in Steiermark auch die Trachten und vor allem die Menschen selbst. Es fiel mir auf, wie sehr in Oesterreich der Gesang gepflegt wird. Da die Leute merkten,

daß ich daran besonders Freude hatte und auch meine Stimme nicht schonte, so wurde ich manchmal freudig dadurch überrascht, daß nachts zu meinem Fenster Lieder emporklangen. Und es hat mich immer besonders ergriffen, wenn ich wach wurde und hörte, wie das Lied gesungen wurde „Lieb Heimatland, ade!" Ich bin dann an das Fenster getreten und habe den Freunden, die dort sangen, gedankt und gesagt, ich hoffte, es würden in dem Liede für mich doch noch einmal statt des Wortes „Ade" die Worte „auf Wiedersehen" eingesetzt werden, wenn es auch nicht in den Takt und das Versmaß paßte. Solche Augenblicke haben mir bei meinem Wanderleben in der Fremde oft Schweres wirklich leicht gemacht. Auch hier bei den Steiermärkern fand ich deutsche Afrikander, die mit uns das Mausergewehr geführt hatten, ein schönes und stolzes Gefühl, in der weiten Fremde Kriegskameraden zu treffen.

Immer wieder aber berührte es mich traurig, wenn ich sah, wie die warme Begeisterung für mein Volk mir von allen Seiten entgegengebracht wurde, wenn ich daran denken mußte, daß trotz dieser Sympathie der ganzen Welt mein Volk doch weiter hinstirbt, ohne rechten Nutzen und Schutz davon zu haben. Ich mußte immer denken, wenn ein großer Mann ins Wasser stürzt und am Ertrinken ist, und es stehen nur kleine Kinder herum, dann ist wohl anzunehmen, daß Hilfe unmöglich ist. Aber wenn ein kleines Kind ins Wasser geworfen wird, und die großen Männer stehen dabei, die gute Schwimmer sind und sprechen nur teilnahmsvolle Worte, aber rühren den Arm nicht, obwohl sogar Verwandte darunter sind, dann ist es doch traurig, wenn dem Kinde keine Rettungshand gereicht wird nur wegen eines Gespensterwortes, das man „Politik" nennt, und das wie ein Wind ist, der heute von hier und morgen von dort weht.

Wie aber jedem einzelnen das Herz voll war von unserer Burensache, das konnte ich auch hier wieder in Steiermark und Krain erleben. In Villach war eine Frau Dr. M. auf den Tod erkrankt, gerade damals, als es uns im Kampfe besonders schwer ging. Als ihr Arzt nun kurz vor ihrem Tode in ihr

Zimmer kam und sie fragte, wie es ihr gehe, sagte sie: „Fragen Sie nicht, wie es mir geht, sondern sagen Sie mir, wie es den armen Buren geht. Ich möchte nur noch so lange leben, bis ich gehört habe, daß sie siegreich durchgedrungen sind.“ Viele, viele derartige Fälle könnte ich meinen Landsleuten noch erzählen als Beweis dafür, daß das deutsche Volk Mann für Mann für uns war und das große Unrecht nicht geduldet haben würde, wenn das deutsche Volk noch der Treiber an dem Ochsenwagen gewesen wäre, den man die europäischen Mächte nennt, so wie es zu Zeiten Bismarcks war. Aber, aber — —! Die Politik!!

Das Wetterschießen.
Oben der Long Tom — unten der Erfinder Bürgermeister Rakusch.

Von Graz aus machte ich eine Reihe von Abstechern, die durch die Freundlichkeit des Herrn Pichler vom „Grazer Tageblatt“ vorzüglich vorbereitet waren. Auch auf diesen Fahrten sah ich manches Neue und Hochinteressante. Besonders über-

rascht und gefesselt hat mich das Wetterschießen in Windisch-Feistritz, das mir auf sehr liebenswürdige Weise vom dortigen Bürgermeister vorgeführt wurde, als wir in einer von grünem Wein umrankten Laube Kaffee tranken.

Dies Wetterschießen hat den Zweck, durch die Lufterschütterung drohende Hagelwetter wieder zu zerstreuen. Für uns in Afrika käme das wohl wenig in Frage. Da wäre es besser, wir hätten große Kanonen, mit denen wir die Wolken zusammenschießen könnten, um Regen auf unser lechzendes Land zu bringen. Als die verschiedenen Wettergeschütze losgingen, wurde ich unwillkürlich an eine ähnliche Situation erinnert, in der ich mich in der Nähe von Colesberg während der großen Kämpfe dort befunden habe. Wir saßen auch dort mit mehreren Damen und Herren in einem Gartenhause, das von herrlichem Weinlaube umrankt war, zusammen um den Kaffeetisch. Da auf einmal gab es einen Krach, und in unserer nächsten Nähe platzte ein Shrapnell, wodurch unserm gemütlichen Kaffeestündchen plötzlich ein Ende gemacht wurde. Wir Männer hatten nur noch Zeit unsere Mauser zu ergreifen, und während wir unsern Kaffee eilig hinunterstürzten, denn ein „kopje Kaffee" läßt ein Bur auch im dringendsten Moment nicht im Stich, füllten unsere Damen uns die Taschen mit Kuchen und Brot und wünschten uns Waidmannsheil.

In fröhlicher Stimmung ritten wir weg, um dem Feinde, der durch Alt-Delareys Kolonne in nächster Nähe vorbeigetrieben wurde, in die Flanke zu fallen. Nach wenigen Stunden waren wir wieder zurück, aber nicht in der fröhlichen Stimmung, in der wir abgeritten waren. Einen aus unserm kleinen Kreise brachten wir als Toten mit und begruben ihn dort in dem blühenden Garten. Wieder ein Saatkorn mehr für die Ernte, die unser Volk in Zukunft, wie wir hoffen, reichlich in seine Scheunen bringen wird!

An so kleine Reisesprünge wie von Graz über Wien nach Salzburg war ich bereits gewöhnt worden. Deswegen willigte ich gern ein, auf Veranlassung des Dr. Troyer in Salzburg noch einen Vortrag zu halten, bevor ich weiter nach Sieben-

bürgen ging. Ich konnte dies um so eher, als ich, um dort Vorträge zu halten, einen Erlaubnisschein der Budapester Regierung brauchte, die sich mit demselben ziemlich Zeit zu nehmen schien. Da ich in der Dunkelheit in Salzburg ankam, wunderte ich mich in der Versammlung über die vielen schönen und liebenswürdigen Menschen, die ich vor mir sah.

Ausfahrt aus dem Salzbergwerk in Hallein (Salzkammergut).

Aber als ich am folgenden Morgen den ersten Blick auf diese lachende Natur und dies herrliche Städtebild warf, eins der schönsten, die ich je gesehen habe, da war es mir klar, daß in solch schönem Lande auch nur schöne und freundliche Menschen sein könnten, und ich freue mich noch jetzt der Bekanntschaften und Freundschaften, die ich dort geschlossen habe.

Durch einen Salzburger Freund wurde ich eingeladen, mit nach St. Johann zu kommen, um mir dort eine besonders

schöne Schlucht anzusehen. Am selben Tage fand in St. Johann ein großes Kirchenfest statt; das Fronleichnamsfest, das für mich äußerst interessant war.

Da die Gegend streng katholisch ist, so war mir alles ganz neu. Von den höchsten Gebirgsspitzen her kamen die Bauern, Männer und Frauen, herab, und schon um 10 Uhr vormittags war das Städtchen von dichtgedrängten Scharen von Menschen erfüllt. Die Straßen waren reich mit Laub geschmückt, jedes Haus war dekoriert, überall Muttergottesbilder, von Kränzen umwunden, Fähnchen, brennende Kerzen usw. Auf offenen Plätzen sah man schöne Altäre mit Kruzifixen und brennenden Kerzen, alles von Laub und Blumen fast bedeckt. Ich beobachtete dann, wie die Prozession aus der alten, durch merkwürdige Bauart und herrlich gemalte Fenster ausgezeichneten Kirche herausströmte, während vom Turm mächtige Glockentöne erklangen, die von den Bergen und aus den Schluchten widerhallten. Die verschiedensten Vereine mit ihren glänzenden Fahnen und Bannern und historischen Volkstrachten bildeten einen langen Zug.

Obwohl ich kein Katholik bin und in meiner streng protestantischen Heimat der Katholizismus etwas gänzlich Fremdes und Unbekanntes ist, so muß ich doch offen gestehen, daß, wenn mich auch alles fremdartig anmutete, es mir doch einen außerordentlich würdigen Eindruck machte, der besonders dadurch gestärkt wurde, daß offenbar alle Leute mit tiefem Ernst und ehrlicher Ueberzeugung bei der Sache waren.

In dem Moment, als eine Anzahl reichgeschmückter Priester herankam, die etwas trugen, sank alles auf die Knie nieder, und da ich im Hintergrunde stand und niemand zu stören glaubte, so öffnete ich meinen Apparat, um diesen eindrucksvollen Moment als Andenken festzuhalten. Aber von allen Seiten wurde mir in förmlichem Zorn zugerufen: „Weg mit dem Apparat und Hut ab!" Ich in meiner Harmlosigkeit nahm wohl den Hut ab, knipste aber erst ruhig ab. Sofort stürzte sich eine Reihe von Männern auf mich zu, die, wie es mir schien, am liebsten meinen Apparat zerschlagen hätten und mich dazu, wenn nicht

ein Freund unserer Sache, der mich am Abend vorher in Bischofshofen gehört hatte, dazu gekommen wäre und den Leuten mitgeteilt hätte, daß ich ein Bur aus Transvaal sei. Da wurden sofort alle wieder freundlich und klärten mich auf, daß das für sie eine heilige Sache sei. Ich nahm daher schnell meinen Apparat auf den Rücken und hielt auch mein Haupt entblößt, um die Gefühle der guten Burenfreunde zu schonen, in dem Augenblicke, als der „heilige Leichnam" vorbeigetragen wurde.

Hätte nicht wieder einmal die Sympathie geholfen, so wäre es mir vielleicht für lange Zeit nicht möglich gewesen, mich frei herumzubewegen, und sicher wäre ich nicht dazu gekommen, die fröhliche Rutschpartie in dem Salzbergwerk von Hallein, den herrlichen Ausflug an den wunderbar schönen Königssee und so vieles andere mit meinen Salzburger Freunden zu genießen. Als ich Salzburg verließ, da sagten wir alle: „Auf Wiedersehen", nicht als Redensart, sondern als ehrliche Absicht, und ich kann sagen, daß wir dieselbe auch ehrlich durchgeführt haben und es hoffentlich noch öfter tun werden.

Durch die freundliche Beihilfe des Herrn Reichsratsabgeordneten Dr. Sylvester und anderer Freunde bekam ich von der Regierung in Budapest endlich die Erlaubnis, im Interesse unserer Sache in Siebenbürgen Vorträge zu halten.

Im deutschen Bauernlande Siebenbürgens.

Es war eine lange Reise, die mich durch die weiten Ebenen des Ungarlandes hin zu den Bergen Siebenbürgens führte. Aber sie wurde mir nicht lang und nicht langweilig, da mich in diesen ungarischen Ebenen und Steppen, die man die Pußta nennt, sehr viel an die Heimat erinnert.

Zum ersten Male sah ich wieder, wie in der Heimat, weite, unbegrenzte, uneingezäunte Strecken, bedeckt von zahllosen Viehherden, ganz wie bei uns es war.

Zum ersten Male sah ich wieder Hirten zu Pferde, die diese Tausende von langhörnigen Rindern zusammenhielten und vorwärtstrieben. Zum ersten Male sah ich auch wieder bei den Gehöften, die einsam wie unsere Farmen in der unermeßlichen Ebene lagerten, eine Wippe genau wie bei uns, d. h. die alten Ziehbrunnen, die aus einer Stange und einem Querbaum bestehen, wo auf der einen Seite der Eimer in den Brunnen niedergelassen wird, und auf der anderen ein schweres Gewicht ihn wieder in die Höhe bringt.

Zum ersten Male sah ich auch wieder, nicht in einem zoologischen Garten, unsere heimatlichen Büffel, nur sind sie hier zahm und haben auch etwas von der europäischen Kultur angenommen. Denn während wir sie nur mit einem schnellen Pferde und einem Kugelschusse einholen, werden sie hier gemolken und als Zugvieh benutzt.

Endlich kam ich in Siebenbürgen an und war überrascht, so weit im Südosten Europas, beinahe an den Grenzen der Türkei, noch wieder ein Stück deutscher Erde zu finden, wo die Menschen so aussahen, so dachten und so lebten wie die Bauern in Deutschland, und wo sie ebenso das Gefühl der Stammesverwandtschaft für uns hatten wie diese.

Von den 16 Städten und Dörfern, die ich in Siebenbürgen aufsuchte, um für mein Volk zu wirken, war Mühlbach die erste, und ich muß sagen, ich war nicht annähernd gefaßt gewesen auf eine so wirklich rührende Teilnahme, wie ich sie hier

zuerst und dann später überall für mein Volk traf, eine Teilnahme, die alles übertraf, was ich bis jetzt erlebt hatte.

Nachdem ich gehört habe, daß auch diese wackern Leute für ihre deutsche Volksart, ihre Muttersprache und ihre Schule kämpfen müssen, habe ich verstehen gelernt, wie hier die Teilnahme aus tiefstem Herzen und eigenen Lebenserfahrungen emporwuchs. Die Worte, die, wie ich ins Gasthaus kam, von drei stattlichen Männern im Schmuck ihrer schönen sächsischen Bauerntracht im Namen der ganzen Landbevölkerung an mich gerichtet wurden, die Worte: „Wir sind auch Buren wie Sie, und wir können es von ganz Europa wohl am besten verstehen, was Ihren Landsleuten dort unten geschieht," — die habe ich erst nachher aus dem oben angeführten Grunde recht begreifen gelernt und werde sie nie vergessen. Und wie an ihren Worten, so spürte ich auch an ihrem festen Händedruck die enge Gemeinschaft mit uns und habe sie, je länger ich dort weilte, desto besser verstehen gelernt.

In Hermannstadt traf ich Herrn Dr. Neugeboren, der zusammen mit Freund Schroff aus Kronstadt das Ganze organisiert hatte. Hier sah ich auch zum ersten Male etwas, was mich an Afrika denken ließ, nämlich die Zigeuner, die ich die Siebenbürger Kaffern nennen möchte. Sie waren allerdings nicht ganz so schwarz, nicht ganz so häßlich und nicht ganz so schmutzig als die unserigen, aber sie sind trotzdem und auch mit Recht die verachtetste Bevölkerung des Landes, und niemand wird mit ihnen enger verkehren. Aber warum verlangt Europa denn von uns, daß wir uns mit solchen Leuten gleichstellen sollen? Hätte ich in Siebenbürgen ein Sachsenmädchen fragen wollen: „Warum heiraten Sie keinen Zigeuner?" so wäre sie wohl und auch mit Recht beleidigt gewesen. Aber wie oft wurde mir gesagt: „Die Kaffern sind doch auch Menschen wie wir!"

Menschen sind sie, aber nicht Menschen wie wir. Denn wo hat man auf der ganzen Erde wohl jemals einen schwarzen Germanen gesehen? Und oft ist mir das Blut zu Kopf gestiegen, wenn ich auf der Friedrichstraße in Berlin eine augenscheinlich gebildete und elegante Dame gesehen habe und neben ihr einen schwarzen Kaffern, mit dem sie freundschaftlich wie mit ihres-

gleichen verkehrte, nur weil er sich einen eleganten Rock hatte überziehen lassen und einen weißen Kragen und einen hellen Hut oder einen blanken Zylinderhut aufgesetzt hatte, um dadurch seine schwarze Haut zu verbergen. Wenn wir das in Südafrika machen wollten, dann würden wir auch bald, weiß Gott, ein Kulturvolk sein im Sinne mancher europäischen Wünsche, aber wir würden nicht mehr das Recht haben, auf unser Germanentum

Im Zigeunerlager unter den „Kaffern" Europas.

stolz zu sein. Europa soll erst einmal versuchen, den Kaffer von seinem Geruch zu befreien, und dann wollen wir von „Menschen, wie wir" sprechen.

Ich will mich aber über diese Sache überhaupt nicht weiter aufregen, die Zukunft wird uns da schon Recht geben, und ich sage es frei heraus, daß man in fremden Ländern von dieser Frage nichts versteht.

Ich habe meinen Lesern angenehmere Erinnerungen aus dem schönen Siebenbürger Lande zu erzählen. In Hermannstadt war es, wo ich ganz besonders an die Heimat erinnert wurde. Denn als ich dort in einem großen Saale sprach, bemerkte ich unter der aufmerksamen Schar der Zuhörer einen Mann, der mir derartig auffiel, daß ich gleich sagen mußte:

Mit Oom Pauls Doppelgänger.

„Ich bin hier schon durch Verschiedenes an meine Heimat erinnert worden, aber daß es hier sogar einen zweiten „Oom Paul" in der Person des Herrn dort in der Ecke gibt, das hätte ich doch nicht gedacht." Es war ein Herr Prediger Schmidt, der ganz so aussah, als sei er ein Zwillingsbruder unseres altehrwürdigen Präsidenten. Am nächsten Tage haben wir uns in

Freundschaft und Fröhlichkeit zusammen photographieren lassen, und sogar mancher Bur hat das Bild schon für einen richtigen „Dom Paul" gehalten.

Als ich in Mediasch war, erhielt ich eine Einladung von den Mühlbacher Kindern, um einem Kinderkonzerte beizuwohnen, das sie zu gunsten der Burenkinder von Transvaal und dem Freistaat veranstalteten. Leider war es mir unmöglich, der Einladung Folge zu leisten. Aber, liebe Kinder, ich bin euch von Herzen dankbar für die stattliche Summe, die ihr zusammengebracht habt, und durch die mancher hungrige Kindermund in der furchtbaren Not der Konzentrationslager gesättigt worden ist. Ich werde es sicher euren Kameraden mitteilen, wenn ich mich erst wieder frei bewegen darf unter der schönen Sonne von Südafrika. Gottes Segen auf eurer zukünftigen Laufbahn und ein herzliches „Lebewohl".

Kronstadt mit seiner herrlichen Umgebung war unser nächster Aufenthalt. Wie herrlich mundete mir hier ein Stück „Kommando-Flijs", das sogenannte Siebenbürger Holzfleisch, das einfach aus Hammel- oder Rindfleisch besteht, aber dadurch, daß es auf Holzkohlen gebraten wird, einen ungewöhnlichen Geschmack bekommt, wie ich ihn nur von der Heimat her kannte. In Siebenbürgen wird es nicht mit einem Taschenmesser oder einem anderen Messer geschnitten und gegessen, sondern das ganze Stück wird auf einem Holzbrett geschnitten, und der Wirt schneidet es vor den Gästen, während jeder Gast nur eine Gabel bekommt, womit er vom Brett nimmt. Am Schluß der Uebung salutiert der Wirt mit seinem säbelförmigen Messer und hat dann das Recht, auf Kosten der Gäste ein Glas Wein zu trinken. —

Sehr gefreut hat es mich, daß ich hier auch bei den Rumänen, die mit den Sachsen zusammen das Land bewohnen, und bis in das angrenzende Rumänien hinein, die lebhafteste Teilnahme für unsere Sache fand.

Sehr oft waren die Versammlungen von Deutschen und Rumänen besucht, und es war mir eine große Freude und ein erhebender Moment, als in einer Versammlung die Rumänen

mit den Deutschen in das Lied einstimmten, das mich Tausende von Kilometern entfernt zum ersten Male unter meinen rheinischen deutschen Freunden gepackt hat: Die Wacht am Rhein!

Auch einer ihrer hochstehenden Geistlichen brachte mir seine persönliche Sympathie zum Ausdruck, und bis ins Schloß von Bucsecs hinein, das Königsschloß des rumänischen Herrscherhauses, begegnete mir dies Gefühl lebendiger Teilnahme.

Kaum irgendwo anders fand ich es so klar, daß in den Herzen aller die Ueberzeugung herrschte, unsere Sache sei eine

Im rumänischen Hochland.

heilige, fast eine Sache von religiösem Ernste, wie unter den Siebenbürger Sachsen. Wie hätte es sonst geschehen können, daß mir Pastor Leonhardt von Zeiden gestattete, auf seine Kanzel hinaufzusteigen.

Es war am Sonntag den 12. Juli 1902, ein Tag, den ich in meinem Leben nie vergessen werde . . . Schon bevor ich nach Zeiden kam, war ich von den angesehensten Männern des Ortes empfangen worden, und, Musik voraus, zogen wir durch zwei Reihen von Männern, Frauen und Kindern hin zur

Kirche, fortwährend umbraust von gewaltigem Beifall und Begrüßungskundgebungen. Hier defilierten die verschiedenen Vereine an uns vorüber. Ich muß gestehen, daß mir von allen diesen der Jungfrauenverein am besten gefiel; es war wirklich ein prächtiger Anblick, wie alle diese kräftigen und hübschen Sachsenmädchen in ihrer schönen bunten Tracht, die frischen Gesichter umrahmt von der schwarzen Haube, in strammem Schritt an uns vorüberzogen.

Festlicher Einzug in Zeiden.

Dadurch, daß gewaltige Menschenmassen zusammengeströmt waren, die vielfach nicht Zeit hatten, auf die Versammlung zu warten, war ich verpflichtet, von einem Eckfenster eines Hauses aus dem 2. Stock herab eine kurze Ansprache zu halten.

Da kein Saal vorhanden war, der genügt hätte, die von überall zusammengeströmte Menge zu fassen, so beschloß Pastor Leonhardt im Einverständnis mit seinem Gemeinde- und Kirchenvorstande, die Kirche herzugeben; „denn," so sagte ein alter Kirchenvater, „die Buren sind ein frommes

Brudervolk, und es wird unserer Kirche nichts schaden, wenn wir über sie etwas darin hören."

Kaum war die Tür geöffnet, so war schon jeder Platz besetzt, und alle Gänge waren dichtgedrängt voll von Leuten, die stehen mußten. Als ich nun keinen Platz fand, von dem aus ich sprechen konnte, sagte mir der Pastor: „Steigen Sie ruhig auf die Kanzel. Die Sache der Buren ist heilig genug, daß sie von dort aus verkündet werden kann." So wenig würdig

Bei der Ankunft in Rosenau.

ich mich hierzu auch fühlte, so stieg ich doch die Stufen hinauf bis zu der Stelle, von wo aus Gottes Wort verkündet wird.

Ich weiß wohl, daß der Platz für mich viel zu heilig war, und ich wäre auch wieder hinuntergegangen, ohne ein Wort zu sagen, wenn nicht der Gedanke in mir aufgekommen wäre: „Ich stehe hier nicht als Koos Jooste und für mein eigenes Interesse, sondern im Dienste meines Volkes, und diesen Dienst halte ich für würdig genug, um ihn auch von hier aus zu vertreten."

Ungefähr zwei Stunden lang habe ich nun von dieser Stelle aus zu den Zuhörern gesprochen. Ich weiß wohl, daß viele, viele meiner Landsleute aus ihrem streng orthodoxen Sinne heraus sagen werden, daß weder ich, noch mein Leben diesem Platz entspräche, und ich habe für diese meine Landsleute und Freunde eben nur die Entschuldigung, die ich damals für mich fand, nicht auf das, was ich getan und geleistet hatte, kam es an, sondern auf das, was ich hier zu sagen hatte, und wofür ich sprach.

So wie in Zeiden wurde ich auch in Rosenau mit der größten Herzlichkeit empfangen. Besonders eigenartig war aber der Empfang in Heldsdorf. Vor mir liegt gerade eine Kronstädter Zeitung, und ich glaube, diesen Empfang nicht besser schildern zu können, als er da beschrieben steht:

„Der ungemein herzliche Empfang, den Herr Jooste in Rosenau und Zeiden gefunden hatte, war schwer zu übertreffen. Deshalb heckten die Heldsdorfer, die eifrig nach einem besonders passenden Ausdruck ihrer schon öfter in schöner Art zu Tage getretenen Burensympathie suchten, den wahrhaft genialen Plan aus, ihren Buren nach Transvaalsitte mit einem Ochsengespann einzuholen. Ein monumentaler Wagen war durch die fleißigen Hände des Herrn U. und einiger Heldsdorfer ganz à la Transvaal hergerichtet, mit Blumen, Laubgewinden und Transvaalflaggen aufs herrlichste ausgeputzt, mit wohlgezählten und wohlgenährten 24 Ochsen bespannt und Herrn Jooste etwa 1/2 km vor die Gemeinde entgegengeschickt worden. Der Kommandant selbst wurde von Kronstadt durch einen reich mit Blumen geschmückten, von 2 Heldsdorfern gelenkten Vierspänner abgeholt. Auch für das Kronstädter Komitee waren seitens der Heldsdorfer Wagen zur Verfügung gestellt worden. An der Burzenbrücke harrte der Ankommenden eine besondere Ueberraschung. Hoch zu Roß, die Flinte am Rücken, mit Schärpen in den Transvaalfarben angetan, die Hüte nach Burenart aufgeschlagen, harrten dort die jungen Männer Heldsdorfs des Kommandanten, der mit stürmischen Hochrufen empfangen und alsdann im scharfen Trabe bis zu der Stätte begleitet wurde, wo der Ochsenwagen stand. Dort hielt Herr Notar N. an den Kommandanten eine tiefgefühlte, ergreifende Ansprache und lud ihn zum Schluß ein, das Transvaalgefährt zu besteigen. Herr Jooste, mehrere Heldsdorfer Honoratioren und das Kronstädter Komitee mit seinen Damen nahmen Platz auf dem originellen Beförderungsmittel, und unter unbeschreiblichem Jubel der Heldsdorfer Bevölkerung und

Festliche Einholung in Heldsdorf durch einen afrikanischen Ochsenwagen.

unter einem wahren Blumenregen hielt der Burenredner seinen Einzug in die Gemeinde. Bei der Herrichtung des Transvaalochsengespanns hatte ein Heldsdorfer den drastischen Bauernwitz gemacht, auf das Hinterteil des zu hinterst eingespannten Ochsen, des dümmsten und faulsten der 2 Dutzendserie, fein säuberlich mit blauer Farbe den Namen „Buller“ zu malen, ein Bauernscherz, der auch im Bilde verewigt wurde. Vor der Kirche, wo die Ovation der Heldsdorfer ihren Höhepunkt erreichte, stiegen die Gäste ab und begaben sich, einer Einladung des Pfarrers R. folgend, ins Pfarrhaus. Bald riefen die Glocken zum Gottesdienste. Pfarrer R. hielt eine ergreifende Predigt, in welcher er auf den Krieg in Südafrika Bezug nahm. Nach Schluß des Gottesdienstes ließ man eine Pause eintreten, und dann hielt Herr Jooste in der Kirche vor einem den großen Raum in allen Teilen dicht füllenden Publikum seinen Vortrag. Wir wollen hier nur das eine feststellen, daß die Versammlung durch die schlichten Worte Jooste's tief ergriffen war, und daß in vielen Augen Tränen der Rührung glänzten. In schwungvoller Rede sprach Pfarrer R. dem Vortragenden seinen und der Gemeinde Dank aus und gab den Wünschen des Sachsenvolkes für die Zukunft des Burenvolkes beredten Ausdruck. Auf den trefflichen Toast beim gemeinsamen Mittagsmahle antwortete Jooste in seiner bekannten frischen Weise, schilderte seine Empfindungen über den unvergleichlichen Empfang. Die Anwesenden veranlaßten, an das greise Oberhaupt der Buren folgendes Telegramm zu schicken: „Ueber 800 deutsche Bauern Heldsdorfs, um Jooste versammelt, entbieten dem Haupt des Heldenvolkes ehrerbietigen Gruß und die Versicherung unentwegter Sympathie!“

Ueber die Versammlung in Reps berichtet dieselbe Kronstädter Zeitung:

Als bekannt wurde, daß Burenkommandant Jooste hier einen Vortrag halten werde, wurde hiervon den nächsten Ortschaften nur mittels Postkarte Mitteilung gemacht. Wie ein Lauffeuer ging die Kunde hiervon unter unsern Bauern herum. Auf dem Homrod-Bahnhofe hatten sich viele S. . . . . eingefunden, um einmal einen wirklichen Buren zu sehen. In R. war alles auf den Beinen. Am Ende des Marktes hatte sich die Feuerwehr aufgestellt und erwartete Herrn Jooste, den eine Anzahl R. mit 15 Kutschen und andern Gefährten vom Bahnhofe abgeholt hatte Von Homrod, Salt und Stein strömten zahlreiche Fußgänger zum Vortrage herbei. Aus den ferneren Dörfern Streitfort, Leiburg, Leblang und Dc. Tekes waren die Leute auf Wagen hineingekommen u. s. f. —

Und eine gleiche Wärme der Begeisterung herrschte überall. Auch die Rumänen hatten sich, wie bereits erzählt, freundschaft-

lich mir und meiner Sache gegenübergestellt. Eins ihrer Blätter, die „Gazeta Transsylvania" machte Propaganda für uns, und in Bros fand ich unter dem mich am Bahnhofe empfangenden Komitee neben den deutschen Sachsen auch Rumänen und Madjaren. Das Letztere war mir besonders ein Beweis dafür, daß es auch hier wiederum einen Unterschied zwischen Volk und Regierung geben mußte, und daß das madjarische Volk sicher nicht in allen seinen Teilen mit der durch die ungarische Regierung erfolgten Pferdelieferung an unsere Feinde nach Südafrika einverstanden war.

Ganz besondere Freude habe ich auch wieder in Sächsisch-Regen gehabt. Nach den schönen Tagen in Bistritz brachte mich Herr Pfarrer Cs. mit Gespann nach Sächs. Regen, da die Bahnverhältnisse im Lande dort noch stark afrikanisch sind, und man wie bei uns an vielen Stellen mit dem Pferde weiterkommt als mit dem Dampfwagen. Ein Radfahrer war vorausgefahren, und als wir nach Teckendorf kamen und von den Hügeln herab dem Dorfe zufuhren, da sahen wir, wie überall auf den Feldern Männer und Frauen Spaten und Schaufeln niederwarfen, Pflüge und Gespanne stehen ließen und nach dem Dorfe rannten. Ich hatte geglaubt, es sei ein Unglück passiert, in Wirklichkeit wollten die Leute aber nur einen lebendigen Buren sehen. Sie mußten darunter sich wohl etwas besonders Wildes und Fremdes vorstellen, denn man sah ihren Gesichtern ordentlich die Enttäuschung darüber an, daß ein afrikanischer Bur gerade so aussah wie ein siebenbürgischer. Schnell wurde etwas gegessen und dann eine 5/4stündige Ansprache an die Leute gehalten, die mich immer am besten verstanden haben, an die Männer und Frauen, die auf dem Felde arbeiten und in inniger Gemeinschaft mit der Natur stehen. Die Worte, die Herr Pfarrer H. am Schlusse mitgab, sind mir unvergeßlich: „Wenn etwas ist gewalt'ger als das Schicksal, so ist's der Mut, der's unerschüttert trägt!" Wieviele meiner Leser werden wohl denken, daß dies Wort mich eigentlich nichts angegangen habe und werden sagen, ein Mann, der wie ich überall mit offenen Armen empfangen und sogar gefeiert wurde, der sei eher zu beneiden als zu trösten gewesen. Doch

habe ich in meinem Herzen gespürt, daß das Wort mich auch anging. Wie soll ich es ihnen klar machen? Es ist schwer auseinanderzusetzen, und doch ist es wahr, daß es Lebenslagen gibt, wo Freundschaft und Ehre das Herz eher schmerzhaft wie erhebend berühren. Wie gern hätte ich jedem andern alle diese Ehren, diese Auszeichnungen und diese Feste gegönnt, wenn ich nur in meiner Heimat hätte sein können, dort, wo weder Sträuße noch Lorbeerkränze so leicht zu holen waren, wie für mich hier auf der Reise. Meine Freunde werden es mir nicht verdenken, und meine näheren

Empfangskundgebung in Siebenbürgen.

Freunde werden es sicherlich verstehen, wenn ich erkläre, daß ich hundertmal lieber unter den heißen Sonnenstrahlen Südafrika's in Not und Entbehrung noch mit dabei gewesen wäre, dort, wo Vater und Mutter lebten, als in Europa auf den Händen getragen zu sein, zumal ich mir, Gott sei Dank, immer noch so viel Einsicht und klaren Kopf bewahrt habe, daß ich stets genau wußte, das, was man mir hier an Ehren und

Auszeichnungen erwies, das war nur um meines Volkes willen, sonst hätte ich von alledem nichts gesehen und gehört. . . . .

Von Teckendorf ging es weiter nach Sächsisch-Regen, wo eine Abordnung der dortigen Jugend und Radfahrervereine, zum großen Teil auch aus Damen bestehend, mich mit dem schönen und kraftvollen Radfahrergruß „All Heil!" empfing. Das Herz ging mir auf, als ich all die „Eisenpferde" sah, und am liebsten wäre ich gleich in den Sattel gestiegen und im Kreise der jungen Damen, die mir schon auf den ersten Blick nicht wenig gefielen, weitergefahren. Aber meine Begleiter, die es gut mit mir meinten, wollten mich nicht in eine so gefahrvolle Situation bringen und erlaubten es nicht. In langem Zuge ging dann die Fahrt bis zur Stadt hin, wo das Empfangskomitee, mit Herrn Professor H. Sch. an der Spitze, die reizende Damenriege des Turnvereins, die städtische Musikkapelle und eine unübersehbare Menschenmenge Aufstellung genommen hatten. Ich kann gar nicht genug sagen, wie es mich freute, gerade von Radfahrern und Radfahrerinnen hier festlich empfangen zu werden. Denn ich liebe das Rad und stelle jeden hoch, der sich mit ihm abgiebt, weil ich weiß, daß ein jeder, der das tut, wenigstens wenn er es richtig betreibt, damit beweist, daß er Willen, Energie und guten Humor besitzt; ohne die ist es mit der Radfahrerei ein schlechtes Geschäft. Außerdem brachte mir dieser festliche Empfang von Sport- und Fahrgenossen schöne Tage der Vergangenheit und der Heimat wieder ins Gedächtnis zurück. Schon einmal war mir ein solcher Empfang zu teil geworden und da vielleicht ein wenig mehr um meiner selbst willen, als ich als erster Radfahrer in Südafrika es unternahm, von Pretoria bis Kapstadt, und durch Natal und Oranje eine Fahrt von über 4000 Kilometer ohne Weg und Steg, mit einem Rade und ohne Hilfsmannschaften und Führung zu fahren, und zwar in einer Jahreszeit, wo ich am Tage oft von 40 Grad Reaumur gebraten, in der Nacht Gelegenheit hatte, mich bei 5—10 Grad gründlich wieder abzukühlen, wo ich die Nächte in unserm ewigen, wenig rühmlich bekannten Ostwinde hinter kümmerlichen Gebüschen in regendurchweichten Kleidern zuzubringen hatte, um am Tage mir

meinen Weg weiter zu suchen. Es war eine ganz tüchtige Leistung, wie ich wohl sagen darf, und nicht so ganz einfach, aber das Gefühl, daß man etwas leistet, was bis dahin kein anderer riskiert hat, macht alle Schwierigkeiten leicht. Auf dieser Tour war ich auch in der Kapkolonie vor den Städten mehrfach von Damen und Herren zu Rad empfangen worden. Damals waren für unser Land noch die Tage des Glücks, der Blüte und der Wohlhabenheit, und wohin ich kam, traf ich die Buren in guter Stimmung. In allen Dörfern und Städten waren die Leute mobil,

Unter zahmen Büffeln.

um dem „fliegenden Afrikander", wie sie mich damals nannten, ein burisches „All Heil", eine „goede ryse" zuzurufen. Die Blätter ließen sich durch den Telegraphen Strecke für Strecke berichten, wie ich durch den afrikanischen Sand vorwärtskam, und es war ein großer Jubel im Lande, als ich siegreich das Ziel erreichte. Es war kurz vor dem Kriege, und keiner von uns hatte eine Ahnung, daß die so erprobte Kraft und mein gutes Rad bald darauf ernsteren Zwecken dienen sollten. Keiner aber hatte auch eine Ahnung, daß ich bald darauf eine andere

Fahrt würde unternehmen müssen, die mich weit, weit von den Grenzen meines Heimatlandes in die Ferne trug. Aber ich sehe ein, daß mich die afrikanischen Erinnerungen fortreißen. Ich darf nicht vergessen, daß ich in Siebenbürgen bin, und daß ich hier noch manches zu berichten habe, was ich nicht auslassen darf, ohne den Hunderten und Tausenden guter Burenfreunde in Agnetheln, Gr. Schank und Schäßburg Unrecht zu tun. Habe ich doch kaum einen Ort berührt, an dem nicht Abordnungen und die Volksmenge Kopf an Kopf gestanden hätten, um den Buren und durch ihn sein Volk zu grüßen. Und was mir besonders auffiel, das war, daß überall die Gemeinde ihren Pastor bei sich hatte, der dann im Namen seiner Gemeinde zu mir sprach. Ich hatte dort zum ersten Male wieder den Eindruck eines festen und lebendigen Zusammenhanges der ganzen Gemeinde mit ihrem Geistlichen, wie wir ihn von der Heimat her gewöhnt sind, während ich es in Deutschland oft erleben mußte, daß Pastor und Gemeinde oder wenigstens ein großer Teil derselben fast gar keine Fühlung miteinander hatten, sicherlich zum Schaden für beide Teile.

Die Eisenbahnen in Siebenbürgen haben es auch nicht so eilig wie die großen Schnellzüge in Deutschland, und so konnte ich, wenn auch nicht, wie wir es in Afrika manchmal gemacht haben, mit der Büchse, so doch mit dem photographischen Apparat vom Zugfenster aus zweimal auf große Herden von Büffeln zielen und mir meine Beute im Fahren holen.

In Agnetheln hat es mich besonders ergriffen, wie auf dem Bahnsteige von dem dortigen Männer-Gesangverein mir so kraftvoll und warm, wie nur aus deutscher Brust gesungen wird, das Lied „Grüß Gott, grüß Gott mit hellem Klang!" als Begrüßung entgegengebracht wurde, und so war es auch in Groß-Schenk, wo mir ähnlich wie in Zeiden ein Empfang bereitet wurde, an dessen Spitze Herr Pfarrer Dr. Sch. und Herr Dr. M. standen. Wer Siebenbürgen recht kennen lernen will, der muß sich nicht an die einzelnen großen Städte halten — dort, wo die Schienenstränge laufen, ist auch schon etwas von der allgemein gleichmachenden Kultur vorhanden — sondern der muß eine

Wagenfahrt unternehmen, die ihn von einem Bauerndorfe zum andern führt. Dann lernt er Land und Leute in ihrem Kern und ihrer echten Herzensart gründlich kennen, und so bin ich Herrn Dr. Kn. noch besonders dankbar dafür, daß er mir Gelegenheit gab, über 100 Kilometer auf diese Weise zurücklegen und von Dorf zu Dorf die eigenartigen Volkstrachten in ihrer Verschiedenheit und die darin steckenden Leute in ihrer gleichen Treue und kräftigen deutschen Gesinnung kennen zu lernen.

Maisfeld und Büffelherde aus dem fahrenden Zuge aufgenommen.

Meine Schäßburger Freunde, denen dies Büchlein vor Augen kommt, werden sagen: „Wo bleiben denn wir?" Nun, ich antworte ihnen am besten mit einem alten Bärensprichwort: die laatste lach, lach die lekkerste. (Wer zuletzt lacht, lacht am besten.) Ich brauche nur das zu sagen, daß Schäßburg in Bezug auf den pekuniären Erfolg für mein Volk obenan steht, dann weiß schon ein jeder, daß da, wo die Hand für eine Sache am tiefsten in den Beutel greift, das Herz auch am stärksten beteiligt ist. Direktor M., Dr. Kr. und die Herren T. waren hier die Führer

in der Burensache, und viele schöne Stunden haben wir im „Burenrestaurant" Schäßburg's gemeinsam verlebt. —

Gerade war ich im Begriff, ein freundliches Anerbieten des Herrn Dr. Kr. anzunehmen, mir in seiner hübschen Villa hoch oben in der Stille der Berge etwas Ruhe von meinen Redeanstrengungen zu gönnen, und meine Kehle, die mir wieder Sorge machte, etwas zu pflegen, da kam die Nachricht vom Ende des Krieges, und wenn auch die Friedensglocken nur unwillig ihr Geläut über einen solchen Frieden ertönen ließen, und wenn auch dieser Unwille bei unsern Burenfreunden in Europa manchmal etwas auf ihre Stimmung zu uns nachwirkte, so müssen sie doch, wenn sie es sich recht überlegen, sich sagen, daß uns dieser Frieden um unserer Mütter, Frauen und Kinder willen zu gönnen war.

Jedenfalls war es mir vergönnt, von Siebenbürgen mit dem Bewußtsein zu scheiden, daß unsere treuen Freunde dort uns auch für die Zeit, die jetzt kommen sollte, und die vielleicht nicht so interessant werden würde, für uns aber gewiß nicht leichter als die Kriegszeit, treue Freunde bleiben würden. Und neben diesem Bewußtsein schied ich noch mit dem besonders freudigen Gefühl, daß ich auch persönlich mir hier Freunde gewonnen hatte, deren Freundschaft mir, wie ich hoffe, bewahrt bleiben soll bis ans Grab.

Etwas über Deutschlands Industrie.

Ich weiß, daß so mancher Afrikander einen ganz falschen Begriff hat von dem, was Deutschland auf dem Gebiete der Industrie leistet, und da mich dies als Geschäftsmann besonders interessierte, so habe ich die gute Gelegenheit meiner vielen und mannigfachen Reisen in Deutschland benutzt, um mich hierüber besser zu unterrichten in der Hoffnung, später einmal meinen Landsleuten ein wahreres Bild von Deutschlands industriellen Leistungen geben zu können. Jedesmal, wenn ich in eine neue Stadt kam, erkundigte ich mich bei einem der Burenfreunde nach der Spezialität der dortigen Industrie, und es war mir infolge der allgemeinen Sympathie für mein Volk überall möglich, alles zu besichtigen, was ein anderer Fremder vielleicht kaum zu sehen bekommt.

Die größte industrielle Entfaltung Deutschlands liegt im Westen, in Rheinland und Westfalen, wo ganze Wälder von langen Schornsteinen emporragen und das ganze Land oft von so mächtigen Rauchwolken bedeckt ist, daß die Sonne kaum durchzudringen vermag. Gerade in diesem Industriegebiet habe ich eine große Zahl von Vorträgen gehalten, die vom reichsten Fabrikanten bis zum einfachen Arbeiter herab besucht waren. Es war auch ein Fabrikant, Herr N. aus Barmen, der im Westen alles für mich einrichtete und mich teilweise bei meinen Vorträgen begleitete. Mit Freude und herzlicher Freundschaft denke ich noch stets an die vielen schönen Tage und Stunden, die wir zusammen verleben konnten. Da machte ich nun eine für mich und sicher auch für die meisten meiner Landsleute überraschende Entdeckung. —

Bei uns in Südafrika gilt alles, was gut und von Wert ist, als englische Ware, und von deutschen Waren hört und sieht man nicht viel. Ich hatte mich nun schon gewundert, in Deutschland zu hören, daß Deutschland mit so großen Summen an dem Export nach Südafrika beteiligt wäre, weil ich mir nicht vorstellen konnte, was das für Waren wären, und wo sie

blieben. Jetzt bekam ich eine sehr einfache, aber auch sehr bezeichnende Aufklärung. In Gevelsberg sah ich zu bei der Fabrikation landwirtschaftlicher Geräte, so wie wir sie gebrauchen. Sie gehen nach Südafrika über England und heißen dort englische Waren. In Solingen werden so ziemlich sämtliche Stahlwaren fabriziert, die bei uns als „Sheffield"-Stahl hohen Ruf haben, und so war es überall in Deutschland. In Offenbach fabriziert man echte, gute und solide Lederwaren, und mancher Bur in Südafrika bekommt ein solches Stück in die Hand und freut sich jedesmal über die Solidität der Lederwaren „made in Manchester", wenn er seine Kleider in seinen Koffer packt. In Berlin werden tausende von Pianinos gebaut, und zahllose Buren-Damen in Südafrika lernen sie kennen, bewundern ihren Wohlklang und horchen mit Begeisterung auf die herrlichen Melodien dieser schönen Instrumente, die nach ihrer Meinung Mister James Smith in London konstruiert hat. In Hamburg werden Schiffsladungen von Saatkartoffeln verladen und in Südafrika gepflanzt, und der südafrikanische Bauer erfreut sich an dem reichen Ertrage seiner „englischen seed-potatoes", die in Wirklichkeit auf deutschem Boden gewachsen sind, den so oft deutsches Blut im Kampf um die Freiheit tränkte. Und von solchem Schwindel könnte ich noch zahllose Beispiele anführen, ja mein ganzes Buch damit füllen.

Wenn ich das hier anführe, so meine ich, daß ich damit recht tue, sowohl im Interesse des deutschen Volkes, dem wir so viel zu danken haben, wie auch im Interesse meiner Landsleute in Südafrika, die doch wohl das Recht haben, zu erfahren, woher alles das, was sie zu hohen Preisen dort kaufen müssen, in Wirklichkeit kommt. In dieser Hinsicht hat erfreulicherweise der Krieg schon manches aufgeklärt, und wenn nicht die deutschen Fabrikanten selber so unendlich viel dazu beitrügen, den Ruf des englischen Handels durch deutsche Arbeit zu stärken, so würde bald die ganze deutsche Industrie spüren, welche Interessen für sie in Südafrika liegen. Ich will niemand unrecht tun und kann es ganz gut begreifen, daß heutzutage bei der großen Konkurrenz ein Fabrikant jede Gelegenheit benutzen muß, um seine Ware überall auf dem

Weltmarkt unterzubringen. Ich kann aber nicht einsehen, warum das so geschehen muß, daß er sich selbst Unrecht und Unehre antut, und einer englischen Firma, die nur den Vermittler macht, den Ruhm und damit auf die Dauer der englischen Industrie die Vorteile verschafft, indem er den englischen Stempel „made in Manchester" auf seine deutschen Waren setzt. Ich sage das nicht, um einen Gegensatz zwischen englischer und deutscher Industrie heraufzubeschwören, nein, ich bin der Meinung, daß

Im Land der Zuckerrüben.

auch wenn es sich um Frankreich, Holland oder irgend ein anderes Land der Welt handelt, der Fehler immer der gleiche wäre. Nun sagte mir einst ein deutscher Fabrikant als Entschuldigung hierfür: „Ja, wenn eine englische Firma mir aber einen großen Auftrag gibt, und ich verweigere es, ihren Namen auf den Artikel zu setzen, so tut es eben ein anderer deutscher Konkurrent von mir." Es wäre doch traurig, wenn ein solcher Standpunkt wirklich in Deutschland giltig wäre, und wenn die

deutschen Fabrikanten nicht einsähen, daß, wenn sie sich national zusammenschließen und ihre Ware als das herausbringen, was sie ist, als deutsch, sie doch auf die Dauer alle selbst den Vorteil davon haben. Ich finde überhaupt, daß das Geld und das Kapital noch viel zu wenig national denkt und handelt.

Es mag das vielleicht manchem Leser etwas scharf geurteilt vorkommen. Aber, meine guten Freunde, was werden Sie dazu sagen, wenn ich Ihnen erzähle, daß ich nach dem Kriege zu verschiedenen deutschen Firmen gegangen bin, um Einkäufe für Südafrika zu machen, mit dem Gelde für bare Bezahlung in der Tasche, und daß man das Geschäft ablehnte, weil ich es verweigerte, das Geschäft durch Vermittlung eines englischen Hauses zu machen. Es war mir oft schmerzlich, unverrichteter Sache weggehen zu müssen, aber wer darf es mir übel nehmen, wenn ich keine Neigung spüre, mit englischen Häusern zu arbeiten. Ich habe geglaubt, daß der Krieg Deutschland und die Buren, nicht durch die amtliche Politik, sondern durch die große Freundschaft und Opferwilligkeit des deutschen Volkes, einander näher gebracht hätte, und daß manchem die Augen geöffnet worden seien. Aber ich muß sagen, ich finde heute noch in dieser Beziehung leider viel zu wünschen übrig. Wenn ich jetzt bei meinem Suchen nach geschäftlichen Anknüpfungen, durch die ich hoffe, meinem Dankgefühl gegenüber der unermeßlichen Freundschaft, die mir und meinem Volke in Deutschland zu teil geworden ist, einen kleinen Ausdruck zu geben, nur aus kurzsichtiger Rücksichtnahme auf englische Geschäftsbeziehungen derartige Abweisungen erfahren muß, so wird man es verstehen, wenn ich mich hierüber scharf äußere.

Tatsächlich sind doch die deutschen Geschäftsbeziehungen nach Südafrika von ganz beträchtlichen Umfange. Nach der Handelsstatistik gehen jährlich für 20 Millionen Mark deutsche Industrieerzeugnisse direkt als solche auf den südafrikanischen Markt. Dazu kommen noch die gewaltigen Beträge, die auf dem obigen Umwege gehen. Deutsche Firmen in Südafrika, die mit allen möglichen Erzeugnissen der Industrie Handel treiben, werden nach ihrem Geschäftsumfange auf 195 650 000 Mark eingeschätzt.

Der Handel konzentriert sich hauptsächlich auf den Witwatersrand, wo auch ein Kapital von 40 150 000 Mk. in Hauseigentum in Händen von Deutschen ist. Deutschlands hauptsächlichste industrielle Lieferungen bestehen in: Chemikalien, elektrischen Einrichtungen, Ziegeleierzeugnissen, Mineralwässern, Dynamit usw.

Außerhalb Witwatersrand liegen über das ganze Land hin zerstreut größere und kleinere Geschäfte und landwirtschaftliche Betriebe, die in Händen von Deutschen sind, am meisten im

Ein Träger deutscher Zukunft von mir aufgenommen im Kieler Hafen.

Norden im Zoutpansberg-Distrikt. Hier kann man fast von einer deutschen Kolonie reden, da fast der ganze dortige Tabaks- und Kaffee-Bau in Händen von Deutschen ist. Die Deutschen gehörigen Pflanzungen bedecken dort ungefähr eine Fläche von 15 000 Acres, die sich vor dem Kriege mit etwa 20 pCt. verzinsten, dies natürlich jetzt nicht annähernd wieder erreichen. Außerdem steckt allein im Witwatersrand die gewaltige Summe von 40 Millionen deutschen Geldes in Hypotheken und über 447 Millionen in Minenanteilen. Und trotzdem hat man so

zahllose Male hören müssen: „Wir Deutschen haben kein Interesse daran, uns in die Dinge dort unten einzumischen.“ Ich erinnere mich, als wir um Kimberley, Ladysmith und Mafeking lagen, da gab es einen großen Teil unserer Buren, der Johannesburg, das wir als die Quelle all unseres Elendes betrachteten, in die Luft sprengen wollte. Dynamit war genügend vorhanden. Aber unsere Regierung wies darauf hin, daß wir damit den Interessen der Nichtengländer, insbesondere der Deutschen, schweren Schaden zufügen würden, und sofort wurde der Gedanke von den Buren fallen gelassen und ist nur noch gelegentlich einmal im Ausländerkorps wieder aufgetaucht, weil wir Buren es nicht für recht und ehrlich hielten, unsern deutschen Freunden und Stammverwandten, von denen so viele Schulter an Schulter mit uns im Felde standen, einen solchen Schaden zuzufügen. Und ich glaube, daß wir nicht nur recht, sondern auch klug daran taten; denn wenn mir auch mancher deutsche Freund gesagt hat, wir hätten uns dadurch nicht von der Sprengung der Minen abhalten lassen sollen, wenn wir dadurch unsere Sache vielleicht hätten zum Siege führen können, so kann ich nur glauben, daß die, die so sprachen, in ihrem Geldschranke keine Anteilscheine von südafrikanischen Goldminen liegen hatten. Im großen und ganzen würde doch auch hier die alte Lebenserfahrung gegolten haben, daß die beste Freundschaft mit dem Nachbar vorbei ist, wenn man ihm ein Loch in seinen Geldbeutel gemacht hat.

„Eine freundliche Warnung."

Hierbei drängt mich doch mein Gewissen und meine Ueberzeugung, mein Volk vor dem größten Uebel und der größten Gefahr zu warnen, welche die europäische Zivilisation in sich schließt: vor dem Alkoholteufel. Es ist ganz unglaublich, was auf diesem Gebiet gesündigt, wieviel Zeit und kostbares Leben in Gastwirtschaften verlottert wird, und in welchem Maße schwere Krankheiten, Selbstmorde, Zusammenbruch der Familien, ganz abgesehen von der Geldverschwendung, aus diesem Laster entstehen. Man muß sich nur einmal vorstellen, daß in Deutschland allein jährlich 3 Milliarden des Volksvermögens auf den Konsum von Alkohol verwendet werden, und dabei marschiert nach der Alkohol-Statistik der europäischen Staaten Deutschland nicht einmal vornweg, sondern steht so ziemlich in der Mitte, und sein Alkoholkonsum liegt in erster Linie in dem verhältnismäßig noch am wenigsten gefährlichen alkoholischen Getränk, dem Bier, während in den nordischen Staaten, in England, Holland und Frankreich Branntweine und Liköre den Hauptbedarf ausmachen.

Wo man in Deutschland auch reisen mag, sieht man hohe Schornsteine aufragen, die die Tätigkeit einer Brauerei oder Brennerei ankündigen, und dabei werden die verständigsten Leute in Deutschland empfindlich und fast persönlich beleidigt, wenn man auf die Gefahren dieses Alkoholverbrauches hinweist. Ich habe eines Tages sehr lachen müssen, wie mir ein Freund die Berechtigung zum Alkoholgenuß damit beweisen wollte, daß er sagte: „Bismarck hätte auch „immer noch eins" getrunken, und er sei doch ein großer Staatsmann gewesen? Also könne das keine schädliche Sache sein!"

Als ob jeder Durchschnittsmensch ein Bismarck wäre, und als wenn Bismarck deswegen ein großer Staatsmann geworden wäre, weil er einen kräftigen Trunk nicht verschmähte. Ein andermal zeigten mir deutsche Freunde die Stadt, und als es mir auffiel, daß Kirche und Schulgebäude gegen eine ihnen

gegenüberliegende Brauerei und Gastwirtschaft an Umfang und Prunk sehr abfielen, und ich die Meinung äußerte, daß so prachtvolle Gebäude doch wohl besser als Schulen oder Hospitäler verwendet würden, da starrte mich mein Führer ganz entsetzt an und sagte: „Um Gottes willen, Herr Jooste, was denken Sie! Wenn Ihr Buren siegt, dann haben wir im Gegenteil im deutschen Vaterlande noch gar nicht genug Brauereien, um Euern Sieg feiern zu können!"

Blumen für das Burenvolk.

Das Merkwürdige ist, daß bei den meisten Menschen der Alkoholverbrauch nicht Trinkbedürfnis ist, sondern sich aus den gesellschaftlichen Sitten und Gewohnheiten ergibt. Es wird einem im Verkehr sehr schwer gemacht, sich als Gegner des Alkohols zu bekennen. Wer kann das besser beurteilen als ich. 3 Jahre lang habe ich in Deutschland im öffentlichen Leben gestanden und war geradezu überströmt von Freundschaftsbezeugungen aller Art, und doch kann ich sagen, wenn ich mich nicht gegen das

Trinken gewehrt hätte, so würde ich heute sicher auf's tiefste gesunken sein und hätte dies nur den Freunden und Freundschafts-bezeugungen zu danken gehabt. Gott sei Dank war es mir von Anfang an klar, wie unendlich viel ich unserer Sache schaden würde, wenn ich mich in diesen ernsten Tagen als Bur auf deutschen Straßen ohne klaren Kopf bewegte. Ich denke gar nicht daran, in dieser Sache mich als idealen Prediger aufzuführen, denn, frei herausgesagt, schmeckt ein gutes Glas Bier oder ein Glas Rheinwein ganz schön, wenn man es selten genießt.

Aber weil ich die furchtbare Gefahr, die aus dem Mißbrauch erwächst, und die große Verführung zu einem solchen Mißbrauch kennen gelernt habe, so kann ich unmöglich unterlassen, allen meinen Landsleuten, die als Geistliche, Lehrer und politische Führer die Zukunft Südafrikas in Händen haben, die verwüstende Gefahr des Alkohols, welche durch die zu enge Fühlung mit europäischer Zivilisation unser Land bedroht, vor Augen zu stellen. Möge doch jede afrikanische Mutter, so wie es bisher war, solange wir noch einfache Leute waren, ihre Kinder von jung auf lehren, daß man, auch ohne „einen Rausch gehabt zu haben", ein „braver Mann" sein kann! Das wird der Gesund-heit und dem Leben des Einzelnen förderlich und zum Heile unseres ganzen Volkes sein.

Verschiedene Weihnachten.

Wie schön und weihevoll deutsche Weihnachten sind, davon hatte ich im Jahre 1901 noch keine Ahnung. Ich war mitten im Trubel des Versammlungswesens und hatte nur das eine Gefühl, daß alles um mich herum viel zu eng sei, und daß viel zu viel Menschen von allen Seiten auf mich eindrängten. Ich glaubte daher am besten zu tun, wenn ich das erste Weihnachtsfest in der Fremde, und in einer so traurigen und schweren Zeit für meine Lieben daheim, abseits von allen Menschen und Bekannten verlebte, und so kann ich wohl sagen, ich flüchtete mich damals in die stillste und ernsteste aller Städte, die ich bisher gesehen habe, nach Venedig, dort, wo kein elektrisches Straßengeläut, kein Droschkengerassel, kein Menschenlärm durch die Straßen schallt, wo man in schwarzen Böten still und einsam durch die dunklen Kanäle gleitet, auf welche die schweigenden und oft verlassenen Paläste die dunklen Schatten einer großen, stumm gewordenen Vergangenheit werfen. Und wenn ich noch heute an die Tage zurückdenke, so muß ich sagen, daß ich mich wohl noch niemals so einsam gefühlt habe, wie in jenen Weihnachtstagen in Venedig, wo ich mit keiner Menschenseele sprach und sprechen konnte und mir Kopf und Herz erfüllt waren von trüben und schweren Gedanken an meine Lieben daheim, an mein Land und mein Volk, das damals die schwerste Weihnachtszeit durchzumachen hatte.

Nach dem Feste trieb es mich fort. Ich fühlte doch, daß ich wieder unter Menschen gehörte, und so entschloß ich mich kurz, über den Simplon an den Genfer See zu fahren. Ich hatte keine Ahnung, daß sich diese Fahrt für mich zu einer recht abenteuerlichen gestalten sollte. Der Anfang der Fahrt, im Schlitten wohl verpackt, mit Wärmflaschen unter den Füßen und Wagendecken, war herrlich. Je höher wir aber ins Gebirge hineinkamen, desto bedenklicher wurde die Sache: erst ein Gewitter mitten im Winter, darauf starker Schneefall und sich ununterbrochen steigernder Sturm! Hätte mein Kopf nicht so fest auf meinen Schultern gesessen, so wäre er sicher meiner

Mütze nachgeflogen, die noch jetzt in irgend einer Schlucht des Berghanges ihrer Auffindung harrt. Immer höher ging es hinauf ins Gebirge, die braven Pferde taten ihr Bestes, aber endlich blieben sie in dem weichen hohen Schnee stecken, und alles Antreiben und Peitschen des Kutschers brachte sie nicht vom Fleck. Auch Straßenarbeiter mit Schneeschippen bemühten sich vergeblich, uns vorwärts zu helfen. Die Wärmflaschen waren

Auf dem Simplon: Der Kampf mit dem Schnee.

längst kalt geworden, dazu plagte mich ein brennender Hunger, und das Unglück wollte es, daß zuletzt das Vorderpferd, das bis zum Bauche im Schnee steckte, nach einem gewaltigen Peitschenhiebe des Kutschers ausbrach, sein Geschirr zerriß und in den Abgrund stürzte.

Da war guter Rat teuer. Dort mitten im Schnee zu übernachten, paßte mir durchaus nicht, und so entschloß ich mich denn

kurz, einen unfreiwilligen Spaziergang anzutreten. Die Leute warnten mich dringend, aber steifköpfig, wie wir Buren nun einmal sind, wollte ich meinen Willen durchsetzen. Warum sollte ein einzelner Bur mit kräftigen und gesunden Gliedmaßen nicht das leisten können, was Napoleon durch seinen eisernen Willen mit einer ganzen Armee durchgesetzt hatte! Hätte ich aber gewußt, was ich unternahm, wer weiß, ob ich nicht doch vorgezogen hätte, im Schlitten zu bleiben. Fast 12 Stunden mußte ich mich durch den Schnee durchkämpfen, bis ich endlich, gänzlich durchnäßt, todmüde und hungrig wie ein Wolf, die Paßhöhe erreichte, wo ich von mehreren Männern, die in ihrer eigentümlichen Tracht auf mich einen wunderlichen Eindruck machten begrüßt und ins Haus geführt wurde. Dort brachte man mir sofort Rotwein, während mir trockene Kleider und viel Essen viel lieber gewesen wären. Da wir uns aber in keiner Weise verständigen konnten, bekam ich, je mehr ich von Essen und Kleidern sprach, desto mehr Rotwein, bis es mir endlich gelang, mich verständlich zu machen, und mir warme Kleider, die wohl für einen Riesen angemessen waren, Essen und wieder ein mächtiges Quantum Rotwein gebracht wurden, der dort oben bei den Eisbären die Hauptsache zu sein scheint. Drei Tage steckte ich dort oben im Schneegefängnis, und erst die gänzliche Abwesenheit weiblicher Wesen machte mir allmählich klar, daß ich mich in einem Mönchskloster befand. Dann, nachdem klares Frostwetter eingetreten war, fand sich auch mein Schlitten wieder ein, und die Reise ging nun wieder ohne weitere Abenteuer hinab zum Rhônetal und von dort zum Genfer See.

Mein kleines Buch ist nicht dazu bestimmt, die Natureindrücke dieses unvergleichlich schönen Stückchens Erde wiederzugeben, das ja im übrigen auch jahraus jahrein von Tausenden meiner deutschen Stammesbrüder besucht wird. Ich will nur ein kleines Erlebnis hier einschieben, das mir viel Spaß gemacht hat, und das auch meinen deutschen Freunden gefallen wird. Es ist recht bezeichnend für englische Auffassung. Auf dem Mont Caux oberhalb Montreux kam ich dazu, wie sich ein Angestellter der Zahnradbahn mit einem englischen Passagier durchaus nicht

verständigen konnte. Ich mischte mich als Dolmetscher hinein, und als alles fertig war, dankte mir der Engländer, indem er mir ein Kompliment darüber machte, daß ich als Deutscher beinahe so gut englisch spräche wie er und mich fragte, wo ich in England auf Schule gewesen sei. Bei dieser Frage kam mir der Gedanke, etwas Theater zu spielen, um von dem braven „Englishman" einmal eine unverfälschte Meinung herauszuholen. Ich

Beim Schloß Chillon am Genfer See.

sagte ihm also, daß ich in Edinburgh eine großartige englische Bildung genossen und in diesen Studienjahren das englische Volk schätzen gelernt hätte. Sofort lud er mich zu einem „drink" ein, und wie wir uns auf der herrlichen Terrasse des Hôtels gegenübersaßen, entspann sich folgender Dialog:

Er: Es ist mir ein Hochgenuß, endlich mal einen engländerfreundlichen Deutschen getroffen zu haben. Bis jetzt war jedermann englandfeindlich, und ich bin auch überzeugt, daß der Be-

amte ganz gut englisch verstanden, aber sich nur aus Haß gegen England verstellt hat."

Ich (mit einem englischen Leutnantsakzent, den wir im Verkehr mit unseren gefangenen englischen Freunden uns oft aus Spaß eingeübt hatten): „Why surely, Sie irren sich gewiß? Ich kann nicht einsehen, weshalb z. B. meine deutschen Landsleute gegen England sein sollten."

Er: „Ich glaube, der Burenkrieg ist schuld daran."

Ich: „Aber, werter Herr, niemand wird doch England verachten, weil es den schwarzen, schmutzigen und dummen Buren Kultur und Bildung bringen will?"

Er (indem er mir auf die Schulter klopft): „Sie sind der einzige vernünftige Mann auf dem ganzen Kontinent."

Ich: „Es ist mir außerordentlich angenehm, einen englischen Gentleman getroffen zu haben. Gestatten Sie, mein Name ist Müller aus Berlin."

Er: „Sehr angenehm. Ich heiße Burnham."

Ich: „Sagen Sie mir, Mr. Burnham, man hört so viel, aber man weiß nicht, was richtig ist. Können Sie mir sagen, was eigentlich der Grund dieses Krieges ist?"

Er: „Oh yes! Es ist einfach der: Das Land gehörte uns, aber wir erlaubten Krüger, es zu verwalten. Nun ist der Mann ein furchtbarer Geldfresser. Er wollte nur sich, seiner Familie und seinen Freunden die Taschen füllen und gewährte den Ausländern gar keine Rechte. Im übrigen ist der Bur, wie Sie richtig sagen, ein dummer, schwarzer, schmutziger und ganz ungebildeter Mensch, der überhaupt von Zivilisation nichts wissen will, aber wir werden sie ihm jetzt schon beibringen. Darf ich Ihnen eine Zigarre anbieten?"

Ich: „Sehr freundlich." (Als die Havanna brannte): „Ich bekomme jetzt einen Einblick in die wirkliche Lage da unten. Ich verstehe nur nicht, Mr. Burnham, warum Ihre weltberühmten tapferen Truppen, die ich so oft auf Trafalgar Square bewundert habe, nicht schon längst mit der kleinen Hand voll feiger Buren fertig geworden sind?"

Er: „Mein lieber Herr, wir hatten uns da eben getäuscht. Wir dachten, es mit höchstens 40 000 Buren allein zu tun zu haben, und das wäre für uns natürlich ein Frühstück gewesen, aber jetzt haben wir außer diesen noch 100 000 Deutsche, Holländer, Franzosen, Skandinavier, Oesterreicher usw. gegen uns, und glauben Sie mir, the germans machen uns höllisch zu schaffen."

Ich: „Es ist doch wirklich interessant, daß ich von Ihnen das alles erfahre. Meine deutschen Zeitungen haben merkwürdigerweise davon gar nichts gebracht."

Er: „Of course not, die ganze deutsche Presse ist von Krüger erkauft, und so werden Sie niemals aus deutschen Zeitungen die Wahrheit erfahren. Hier haben Sie die „Daily News", lesen Sie die, Herr Müller, dann haben Sie die Sache richtig."

Ich: „Ich danke schön. Ich werde nicht verfehlen. Inzwischen aber erlauben Sie noch eine Frage; denn ich bin mir über etwas noch nicht ganz klar."

Er: „Mit Vergnügen, lieber Freund!"

Ich: „Sie haben mir vorhin gesagt, daß Krüger die Ausländer so ungerecht behandelt hat. Weshalb gingen denn 100 000 Ausländer trotzdem auf Krügers und nicht auf Ihre Seite?"

Er: „Ja, das ist sehr einfach zu erklären. England steht an der Spitze aller Großmächte und beherrscht die Industrie der ganzen Welt. Infolgedessen sind alle unsere Konkurrenten auf uns eifersüchtig. Deswegen werden wir von allen gehaßt, und darum kämpfen sie auch gegen uns."

Nun spürte ich denn doch, daß ich das Theater weitergespielt hatte, als mir eigentlich möglich war. Das Blut stieg mir zu Kopf, ich griff nach meiner Visitenkarte und überreichte sie ihm mit den Worten: „Mr. Burnham, hier haben Sie meine Karte. Ich habe mich verstellt, um doch einmal festzustellen, wie weit ein Engländer wagen würde, die Wahrheit . . . ." Ehe ich weitersprechen konnte, war mein englischer Freund schon

so schnell er konnte, in einem Nebenraum verschwunden, und ich konnte ihm nur noch nachrufen: „Schade, daß Sie schon zu alt dazu sind, sonst käme jetzt Ihre Nase dran!"

Nachdem ich von dieser Weihnachtsfahrt nach Süddeutschland zurückgekehrt war und wieder ein Jahr unter meinen deutschen Stammesbrüdern geweilt hatte, hatte ich so viele Freunde gefunden, und das deutsche Volk und Land war mir so nahe gekommen, daß ich beim nächsten Weihnachtsfest nicht mehr daran dachte, mich irgendwo in der Einsamkeit zu vergraben, und so habe ich seitdem 2 deutsche Weihnachtsfeste mit erlebt.

Wer so ein deutsches Weihnachtsfest nicht kennt, der kann sich keine Vorstellung von der eindrucksvollen Stimmung machen, die es erweckt, ganz besonders aber für denjenigen, der so wie ich aus ganz fremden Lande und ganz andern Verhältnissen kam. Schon das macht einen merkwürdigen Unterschied, daß man bei uns das Weihnachtsfest oft bei 40 Grad Wärme feiert und hier in Deutschland vielleicht bei 10—20 Grad Kälte. Und doch muß ich gestehen, daß die Winterkälte bei diesem Fest die Herzen erst recht warm macht.

Es war im Thüringer Lande, wo ich zum erstenmal in deutschen Landen den Weihnachtsbaum brennen sah, und es herrschte grimmige Kälte rings umher. Berg und Wald stak tief im Schnee, aber die Herzen derjenigen, die mir vor der Bescherung die Weihnachtskerzen anzündeten, waren so warm, daß nur beim Gedanken an sie auch heute mir noch warm ums Herz wird. Ich sagte: zum erstenmal sah ich den Weihnachtsbaum brennen im deutschen Lande. Wir Buren kennen ihn nicht, aber schon einmal hatte ich ihn gesehen. Das war allerdings zu ernster und trauriger Zeit.

Zwei Jahre vorher war es — in Natal. Es herrschte ein furchtbarer Regen, sodaß wir keine Brennstoffe finden konnten, um uns am Lagerfeuer zu wärmen und uns Essen zu machen. So suchte ich auf einem Streifritt eine etwas abseits liegende Farm auf, um zu versuchen, ob ich nicht dort vielleicht ein Brot und eine Tasse Kaffee bekommen könnte, denn am Weihnachtstage ist man nicht mit „Mieliepap und Maagbomme" allein zufrieden.

Vom Himmel herab goß es wie mit Eimern, und als ich mich der Farm näherte, war es schon ziemlich dunkel. Da trat mir plötzlich, unter den dunklen Bäumen hervor, eine Frau in den Weg, die mich mit Freudentränen in deutschen Worten anrief, da sie glaubte, ihr Mann komme heim, der, ein friedlicher Deutscher, vor wenigen Wochen das Mausergewehr ergriff, nachdem englische Soldaten wie Wilde auf seiner Farm gehaust hatten. Die Frau sprach nur sehr gebrochen holländisch, aber da ich das Haus sah, das fast in Trümmern lag, bedurfte es nicht vieler Worte, um zu verstehen, warum sie schmerzlich weinte. Es war um das zerstörte Lebensglück und um das vernichtete Heim, — und welches deutsche Wort klingt süßer als das Wort „Heim"? — zumal dem, der wie ich es schon 5 Jahre entbehren muß, ohne zu wissen, wann ihm die Amnestie gestatten wird, sein Heim, dem inzwischen die geliebte Mutter durch den Tod geraubt ist, wiederzusehen. — — — Hier war die ganze Farm durch Shrapnells zerstört, und nur ein Zimmer hatte noch ein Dach über sich. Um aber dies zu erreichen, mußten wir über Stroh, Türen, Fenster und Möbeltrümmer hinüberklettern. Als wir dann in das Zimmer kamen, welche Ueberraschung für mich! Mitten im Stübchen brannte ein kleiner Weihnachtsbaum, zu dem mehrere flachsköpfige Kinder mit großen Augen aufsahen. Sie schalten mit der Mutter über den unartigen Weihnachtsmann, der ihnen diesmal nichts gebracht habe und nicht einmal den Vater wieder hergeführt hätte. Aber dann stimmten sie andächtig mit der Mutter in das Lied ein: „Stille Nacht, heilige Nacht!" und in ihren unschuldigen Gesichtern war trotz der Not und Sorge, die sie von allen Seiten her bedrohten, helle und heilige Weihnachtsfreude.

Das war das erste Mal, daß ich einen deutschen Weihnachtsbaum zu sehen bekam. Der zweite brannte für mich mit im Thüringer Walde, und den dritten hat man mir in diesem Jahre in der Mark Brandenburg im Priegnitzer Lande unter den sogenannten kühlen und kalten Norddeutschen angezündet, von deren Kälte ich wahrhaftig nichts verspürt habe. Im Gegenteil, wenn irgendwo, so fand ich hier treue Freunde unseres Volkes, und

nicht nur das! Bei längerem Verweilen in dieser Gegend habe ich für mich persönlich viele liebe Freunde gefunden, unter denen Herr und Frau Gutsbesitzer L., — deren Güte zu mir ich niemals wieder gut machen kann, — nicht nur dem Heimatlosen eine Heimat, sondern ihm auch das höchste Gut eines Sohnes, Vater und Mutter ersetzt haben, sicher das schönste Weihnachtsgeschenk, das einem Heimatlosen werden kann!

Während meines Aufenthaltes hier in der Priegnitz wurde von der Stadt Pritzwalk der Plan gemacht, einen Bismarck-Turm zur Erinnerung an den großen Kanzler zu errichten. Ich bin gewiß, daß mir meine Landsleute in Südafrika endlose Vorwürfe gemacht hätten, wenn ich solch eine Gelegenheit hätte vorübergehen lassen, ohne sie zu vertreten und auch von burischer Seite zur Förderung dieses Planes beizutragen. Denn Bismarck ist nicht nur Deutschlands, sondern auch und nicht zum wenigsten unseres Burenvolkes Reichskanzler gewesen. Durch sein eisenfestes und mannhaftes Auftreten und sein gewaltiges Genie beeinflußte er die Geschicke der ganzen Welt, und keine Macht wagte es, etwas gegen seinen Willen zu tun. Darum waren wir Buren niemals so sicher in unsern Rechten als in den Tagen, wo Bismarck Schmied des Germanentums war. In diesem Gedanken nahm ich es mir heraus, in Pritzwalk ein Fest zu veranstalten, bei dem wir 430 Mark für den Bau des Bismarckturmes zusammenbrachten, und so haben wir auch einen kleinen Stein zu diesem Turme herbeigefahren, der ein Gedenkstein sein soll burischer Dankbarkeit dafür, daß Fürst Bismarck auch unser Reichskanzler war!

Gerade in diesen Tagen führte mich eine geschäftliche Angelegenheit nach Hamburg, und es ist nicht zu verwundern, daß ich, wie ich die granitenen Mauern des Mausoleums, hinter denen der größte Deutsche ruht, sah, das Bedürfnis spürte, was mein Herz fühlte, wieder einmal in Versen niederzulegen, die ich, mögen sie so holprig sein, wie sie wollen, meinen deutschen Freunden nicht vorenthalten will, weil sie ein Bur aus vollem Herzen dem Helden des deutschen Volkes gewidmet hat:

Ich hab' nun keine Heimat mehr,
Das ist ein schweres Wort,
Doch Gott sei Dank, in Freundesland
Reis' ich von Ort zu Ort.

Im Zug von Hamburg nach Berlin
Langweilt' ich mich allein,
Da fiel mir denn zum Zeitvertreib
Das Versemachen ein.

Als ich durch's Fenster schaute,
Da war ich oft so froh,
Zu seh'n ein Haus grad' wie bei uns,
Das Dach gedeckt mit Stroh.

Auch drin im Zug war's heimatlich, —
„Ick will een Tabak rook,"
So sprach ein Mann, und wunderlich —
Dat segg wi bi uns ok.

Zuerst ging's mit dem Dichten schlecht
Ganz kläglich saß ich da,
Bis ich am Tannenhügelrand
Das Grab von Bismarck sah.

Ich konnt' hinüberschicken
Nur einen kurzen Blick,
Und dennoch schlug das Herz mir
Vor Leid und auch vor Glück.

Ich dacht, wenn **der** noch lebte,
Würd' nicht nur für **sein** Land,
Nein, auch für **uns** zum Segen
Sein Geist und starke Hand.

England hätt' solchen Krieg wohl
Mit uns geführet nie,
So lang' Du stand'st am Steuer,
Bismarck! Du starbst zu früh!

Ich dachte weiter an sein Wort:
„England wird einst sein Grab
In Afrika sich graben!"
Er nahm's nicht mit hinab —

Das Wort, es lebt, und Wahrheit
Wird's bald, Ihr werdet's seh'n:
Der alte Herrgott lebt noch,
Läßt Bismarcks Wort besteh'n.

Wie einst nach Jena, Leipzig,
So wird's auch uns zu teil,
Held Bismarck hat's verkündet,
Ihm dreifach Burenheil!

Kirchstraße in Pretoria.
(Löwenbrücke über den Aapiesfluß.)

Licht und Schatten.

Meine Leser haben sich hoffentlich bereits daran gewöhnt, mich so reden zu hören, wie mir der Schnabel gewachsen ist, und so denke ich, werden Sie sich auch über dies Kapitel nicht zu sehr aufregen. Es darf Sie auch nicht zu sehr wundern, wenn ich in diesem Kapitel mehr von meinem Volk als von den Deutschen rede, während mein Buch doch eigentlich davon erzählen soll, was für Eindrücke ich in Deutschland gewonnen habe. Ich glaube aber auch, daß ich von dieser Absicht nicht einmal abweiche, denn Urteile, richtige und falsche Urteile über mein Volk, die ich in Deutschland gehört habe, muß ich doch auch hier besprechen können, sie gehören doch zu den stärksten Eindrücken, die ich überhaupt in Deutschland erhielt.

Ich habe oft auf meinen Reisen die Erfahrung gemacht daß man das Burenvolk nach der einen Seite hin überschätzte, nach der andern Seite hin, ihm nicht gerecht wurde. Man hielt einen jeden Buren für einen Helden und für einen frommen Christen, und noch heute glaubt man beispielsweise vielfach in Deutschland, daß die Mißerfolge, die unsern Siegen im Anfang des Krieges folgten, nur daraus zu erklären seien, daß Joubert und seine Leute aus falsch verstandener christlicher Nächstenliebe und Milde anfangs die Siege nicht genügend ausgenutzt hätten, weil sie nicht Städte mit wehrlosen Bürgern, Frauen und Kindern bombardieren und flüchtige Feinde noch auf der Flucht im Leben hätten bedrohen wollen. Beide Behauptungen sind falsch. Weder ist jeder Bur ein Held, noch ist jeder ein frommer Christ. Unser Volk zeigte neben viel Licht leider auch schon recht dunkle Schattenseiten, und leider hat der sogenannte Fortschritt der modernen Zeit schon hier und da bei uns ungesunde Wurzeln geschlagen. Wie manche braven Bureneltern schickten ihre Kinder in die städtischen Schulen und machten böse Erfahrungen damit: Willemtje und Johannetje gingen fort und kamen zurück als Bill und Johie, und auch in unsern Regierungskreisen war viel Gelegenheit zur Verbesserung vorhanden. Eins

ist gewiß: so gut wie bei uns infolge von zu fettem Boden es vorkommen kann, daß die Saat zu üppig ins Kraut schießt, sodaß man mehr Stroh als Körner erhält, gerade so geht's auch oft mit einem Volk, das plötzlich in zu großen Wohlstand gekommen ist. Von diesem Gesichtspunkte aus war der Krieg für uns ein wahrer und tiefer Segen. Bill heißt nun wieder Willemtje und Johie wieder Johannetje — unser Boden ist mager geworden, und wir ernten jetzt Körner von ihm!

Mir hat oft hier in Deutschland ein Freund gesagt: „Wir Deutschen sind doch in einer schlimmen Lage; vor uns haben wir die Franzosen, und hinter uns haben wir die Russen." Hoffentlich hat mich mein Freund recht verstanden, wenn ich ihm die Antwort gab: „Schade, daß Ihr nicht auch noch links und rechts Feinde habt!" Was gibt es Besseres für ein Volk, als von Feinden umringt zu sein? Dann wird die ganze Kraft eingesetzt für den Kampf um das Dasein, und man behält gesunde völkische Ideale und Grundsätze. Ich darf es hier um der Ehrlichkeit willen nicht verschweigen, daß ich die strammsten und opferwilligsten Deutschen oft außerhalb der Grenzen des deutschen Reiches getroffen habe. Und warum? Weil sie von Feinden umringt und umzingelt waren. Und so kann ich es dem großen deutschen Mutterlande auch nur wünschen, daß in ihm immer mehr das Bewußtsein, von Feinden umzingelt zu sein, und die Notwendigkeit, sich gegen diese zu wehren, erkannt werde. Ich glaube sogar, daß dem deutschen Volke ein Krieg gar nichts schaden könnte. Dann würde man einmal feststellen können, ob alles bereit ist, sich einzusetzen wie in den Zeiten, wo das herrliche Lied zuerst aus deutschen Kehlen erklang: „Deutschland Deutschland über alles!"

Anfangs habe ich General Joubert erwähnt, und das veranlaßt mich doch, hier nach meiner Ueberzeugung etwas Stellung zu nehmen gegen die Beurteilung dieses Mannes, die ich in Deutschland fast überall fand, und die zu meinen schmerzlichsten Eindrücken gehört. Wenn es auch nicht meine Absicht ist, hier irgend jemand zu verteidigen, der nach europäischen Anschauungen fehlerhaft gehandelt hat, so hoffe ich doch, bei dieser Gelegenheit

manches aufklären zu können, was bis jetzt meinen deutschen Freunden unverständlich war. Auch General Ben Viljoen äußert sich in seinem Buche nicht sehr begeistert über Joubert, und ich unterschreibe vieles, was er dort gesagt hat. Vollkommen ist kein Mensch auf der ganzen Welt, und auch für Joubert gilt unser altes Burenwort: „Je größer der Baum, je größer auch sein Schatten!" Ob aber Ben Viljoen an Stelle Jouberts hätte anders und besser handeln können, das ist mir sehr zweifelhaft. Seine Schlußkritik ist zweifellos richtig, nur ist es schade, daß er, wie so viele andere, zu spät damit an den Tag kam.

Die Verhältnisse, Natur und Sitten Südafrikas sind so vollständig anders wie alles, was ich in Europa vorfand, daß es außerordentlich schwer ist und vielleicht grundsätzlich unrichtig, unsere Angelegenheit von einem europäischen Standpunkte aus zu beurteilen. General Piet Joubert war schon vor dem Kriege bei vielen Ausländern unbeliebt, weil er im Gegensatz zu Krüger in den ihm unterstellten Regierungsabteilungen nur Afrikandern den Eintritt gestattete. Das wurde ihm aber andererseits in vielen Burenkreisen gerade sehr hoch angerechnet, und meines Erachtens nicht mit Unrecht.

Was würden meine deutschen Freunde dazu sagen, wenn sie erführen, daß in ihren Regierungsabteilungen Italiener, Franzosen oder Engländer Anstellungen erhielten und damit Söhnen des deutschen Volkes, womöglich Söhnen alter Veteranen von 1870 und 71 das Brot wegnähmen?

Man hat mir erzählt, daß es dem größten Preußenkönige, Friedrich dem Großen, obwohl er für sein Volk das größte getan hatte, in der Liebe seiner preußischen Untertanen sehr geschadet habe, daß er in der preußischen Verwaltung mit Vorliebe Franzosen anstellte.

So waren die Urteile der Ausländer über Joubert vielleicht von vornherein etwas ungünstig beeinflußt. Und was warf man ihm alles vor! Er soll Ladysmith geschont haben mit Rücksicht auf den reichen Besitz, den er in dieser Stadt hatte. Und ich, der ich seine Verhältnisse genau kenne, kann einem

jeden ins Gesicht hinein versichern, daß er in Ladysmith auch nicht den Wert eines Streichholzes besaß!

Er soll ferner nicht vorwärts gewollt und seine Siege nicht ausgenützt haben, wie es ein jeder Befehlshaber in Europa tut und tun muß. Betrachten wir diese Sache etwas näher. Joubert war Oberbefehlshaber. Dabei darf man aber nicht an einen obersten Kriegsherrn oder einen obersten Strategen mit ungebundener Machtvollkommenheit denken, wie es etwa 1870 König Wilhelm und Moltke waren. Joubert mußte sich absolut der Majorität des Kriegsrats unterwerfen und das ausführen, was dort bestimmt wurde, ja er war sogar an die Meinnng der einfachen zu Felde stehenden Burgers mitgebunden. Für die militärischen Verhältnisse Deutschlands wäre es gefährlich, ja undenkbar, wenn unter dem Militär ein jeder mitreden dürfte, einfach aus dem Grunde, weil in Deutschland einer Anzahl von Männern, die das Kriegshandwerk und die Kriegswissenschaften berufsmäßig verstehen, die große Masse des Volkes gegenübersteht, die als Einzelne hierin gänzlich unbewandert sind. Infolgedessen tut Deutschland ganz recht, wenn es die Entscheidung und Führung in die Hände der Führer legt, ohne Rücksicht auf die Meinuug und den Willen der Mannschaften zu nehmen. Bei uns waren aber alle mehr oder weniger selbständig in ihren Entschließungen. Jeder war dem andern gleich an kriegerischer Vorbildung, soweit diese das Jäger- und Vortrekkerleben auf südafrikanischem Boden geben konnte, und die Leute wählten sich ihre Führer selber.

So konnte es kommen, daß, sagen wir einmal, gestern Ohm Hendrik noch einfacher Burger in Reih und Glied war, und heute ist er zum Vechtgeneral erwählt. Er wird dann mit seinen Burgers in einen Kampf verwickelt, wo er zeigen soll, daß sie den Richtigen erwählt haben. Da macht er nun vielleicht die größten Dummheiten oder zeigt eine gewisse Scheu, sich dem Kugelregen auszusetzen, dann heißt es sofort unter den Burgers von ihm: „die Hart sit nie op die regte Plek nie.“ Sich dann noch an einen solchen General zu halten, wie es ein jeder deutscher Soldat mit Recht ver-

pflichtet ist zu tun, konnte unseren Burgers nicht einfallen, sie hätten sich ja sonst ebenso dumm wie Ohm Hendrik gezeigt. Der Fehler wurde daher so schnell wie möglich wieder gut gemacht: Ohm Hendrik muß wieder in Reih und Glied mitkämpfen oder er kommt zur Verwaltung, und an seine Stelle tritt Ohm Dirk, der, gestern vielleicht noch ein einfacher Burger, heute, da er besser zu planen versteht und den Bleiregen nicht fürchtet, die Schlacht leitet und gewinnt. Nachdem er sich so bewährt hat, machen wir ihn natürlich direkt zum Vechtgeneral, weil er „die Hart op die regte Plek het." — — — Nun, Joubert hatte sich in früheren schweren Tagen, allerdings in kleineren Verhältnissen, bewährt, und unser Volk hatte ihm viel zu danken. So war es natürlich, daß er wieder an die Spitze gestellt wurde. Aber die Tage, wo er unsere Kämpfe leitete, das waren für uns erst die Tage unserer wirklich militärischen Ausbildung, einer Ausbildung. die gewonnen wurde im Kampfe gegen eine gewaltige Uebermacht.

Eine solche Ausbildung ist himmelweit verschieden von der Ausbildung, die der deutsche Soldat in seiner 2jährigen Dienstzeit erhält, und ich meine, wenn man gerecht sein will, so muß man eigentlich staunen, daß nicht noch größere Fehler gemacht wurden. Wir haben es ja auch bewiesen, daß wir durch die Erfahrungen der Anfangszeit wirklich gebessert wurden.

So wie beim Sieben der Kartoffeln die großen als gesunder und brauchbarer Rest übrig bleiben, während die kleinen, faulen und angehackten verschwinden, so mußte auch das Burenvolk erst durchgesiebt werden und mit ihm, das darf auch nicht vergessen werden, die vielen Fremden, die darunter waren! — — — Während dieser Anfangszeit des Durchsiebens rückte Joubert bis Escourt vor, auch dies nur mühsam gegen den Kriegsrat durchsetzend, weil man dort befürchtete, die Kampflinie zu weit in Feindesland vorzuschieben und dann genötigt zu sein, zu viel Mannschaften zur Bewachung der rückliegenden Bahnlinien und Städte abgeben zu müssen, wo man doch alles im Kampfe brauchte. Bei dieser Expedition stürzte der alte Führer mit seinem Pferde und zog sich auch noch ein anderes schweres Leiden

zu, an dem er dann kurz darauf im Dienste seines Vaterlandes starb, für alle einsichtigen und mit den Verhältnissen vertrauten Männer nicht als der „Verräter" Joubert, sondern als der ehrwürdige Vortrecker in vergangener großer Zeit!

Später kamen dann Männer wie Botha und de Wet an die Spitze und konnten mit 250 Mann mehr ausrichten als Joubert mit 1000, obwohl es doch dieselben Männer waren, die sie zu führen hatten, aber der Krieg hatte diese Männer erzogen. Nur so waren die späteren Erfolge möglich, und nur deswegen konnte aus der Defensive in die Offensive übergegangen werden. Darin liegt das ganze Geheimnis. Denn wenn die Leute geblieben wären, wie sie zu Joubert's Zeiten waren, dann hätte auch ein Botha und ein de Wet mit ihnen nicht mehr ausgerichtet.

Was nun den Vorwurf anbelangt, wir Buren hätten aus übertriebener Religiosität uns oft abhalten lassen, den Feind zu verfolgen und unsere Siege auszunutzen, so ist derselbe doch nicht ernst zu nehmen. Daß in einzelnen Fällen es alten friedlichen Buren, die nicht soldatisch erzogen waren, gegen die Natur ging, auf flüchtige, wehrlose Menschen zu schießen, gereicht ihnen nach meiner Meinung nur zur Ehre. Die gesamte Kriegführung ist aber dadurch in keinem Fall beeinflußt worden.

Im Uebrigen kann ich mich nur freuen, sagen zu können, daß mein Volk im allgemeinen aufrecht und feststeht auf dem Boden des Glaubens, der es einigt in seiner „nederduitsch gereformeerde Kerk." Nur dieser unerschütterliche Glaube an einen gerechten Gott hat uns durch eine fast 100jährige Kampfesgeschichte hindurchgeführt. Und wenn wir zurückschauen auf die blutigen Tage von Slagtersnek, Boomplaats, Weenen, Bloedrevier und andere Mordstätten Südafrikas, wo die Gräber unserer Väter und Mütter liegen, so sehen wir doch, wie aus einer hilflosen Hand voll Hirten ein Volk entstanden ist, das heutzutage einen ehrenvollen Platz in der Weltgeschichte einnimmt und durch das, was es tat und trug, allen andern Völkern deutlich beweist: Wer keinen Glauben hat, der hat auch keine Hoffnung, und wer keine Hoffnung hat, der hat auch keine

Zukunft! Der Glaube unserer Väter und unsere Kirche, die bieten auch jetzt in den schweren Tagen, wo wir am Boden liegen, die sicherste Gewähr dafür, daß wir uns einmal wieder aufrichten werden.

Manchmal sind es berechtigte militärische Gründe gewesen, die uns veranlaßt haben, den zurückgehenden Feind nicht zu verfolgen und uns den Vorwurf bei europäischen Taktikern eingebracht haben, wir hätten unsern Sieg nicht ausgenützt.

Meine Leser mögen mir gestatten, an einem besonders bedeutsamen Beispiele dies klar zu machen. Ich führe Sie auf das Schlachtfeld am Tugela. Vorerst will ich nicht verfehlen, darauf hinzuweisen, daß es sich hier nicht um einen strategischen Fehler Joubert's handelt, der damals schon krank lag, sondern daß General Botha diese Schlacht geleitet hat. Ich will mich auch nicht als großen militärischen Kritiker und klugen Mann aufspielen, andererseits vermag ich aber auch nicht wie ein Papagei nachzuplappern, was allgemein gesagt wird, auch will ich nicht mit dem Strome der öffentlichen Meinung schwimmen, nur um dieser zu gefallen. Mir kommt es nur darauf an, unbeeinflußt und ohne persönliches Interesse falsche Auffassungen auf Grund eigener Erfahrungen richtig zu stellen.

Am Tugela war der Feind uns gewaltig überlegen. Unser Schlachtenglück war darin begründet, daß wir in vorzüglicher Deckung lagen und außerdem zwischen uns und dem Feinde den Tugelafluß hatten, sodaß Buller unsere Laufgräben auch nicht durch seine Massen im Sturm überfluten konnte. Wir hatten uns in Laufgräben eingegraben und lagen dort in der glühenden Hitze schon lange Stunden, sodaß auch unsere Leute, nachdem der Feind unter unserm vernichtenden Feuer zurückgegangen war, bereits ziemlich erschöpft waren. Unsere Pferde hatten wir, da es sich um eine Verteidigungsstellung handelte, weit hinter unseren Linien zurückgelassen, wo sie Weide und Nahrung fanden. Wir wären also gar nicht in der Lage gewesen, den zurückgehenden Feind zu verfolgen. Hierzu hätten unsere schon müden Männer erst noch den Fluß durchqueren müssen. Schon das beweist, wie schwer die Sache durchzuführen gewesen wäre.

Es kam aber noch etwas anderes hinzu, was in diesem Kampfe eine große Rolle spielte, worüber ich noch in keinem Buche über den Burenkrieg etwas gelesen habe. Der Tugela macht einen scharfen Bogen. Auf dem linken Flügel unserer Laufgräben jenseits des Flusses befand sich ein Kop, wenn ich nicht irre, heißt er der Swartkop, der absolut von uns besetzt werden mußte, damit es dem Feinde nicht möglich war, von dort aus unsere Laufgräben zu bestreichen. Dies war denn auch geschehen. Am Abend vor der Schlacht brach aber ein furchtbares Gewitter los, und die Buren verließen den Kop in fluchtartiger Hast, weil sie aus ihrer Kenntnis unserer südafrikanischen eigenartigen Flußwasserverhältnisse heraus befürchten mußten, daß der Tugela sich plötzlich füllen werde und sie dann, abgeschnitten von unsern Kommandos, Buller's Gnade überlassen sein würden. Wie man über diese Gnade dachte, brauche ich nicht zu sagen.

Danie Theron, (später bekannt geworden als einer der verwegensten und erfolgreichsten Guerilla-Führer und leider bei Krugersdorp gefallen,) und ich standen damals an der Spitze der Radfahrerabteilung, deren Führung ich gerade übernahm, weil er sich besser zum berittenen Kundschafter eignete. Unsere Aufgabe bestand außer anderen Pflichten darin, alles direkt an oberster Stelle zu melden, was wir für wichtig hielten. Theron erkannte sofort, wie gefährlich die Aufgabe des Kops für uns werden mußte und jagte in größter Eile nach der nächstliegenden Feldtelegraphenstation, von wo er den Präsidenten Krüger direkt auf die drohende Gefahr aufmerksam machte. Der Präsident gab aus seinem Bett heraus den Auftrag, daß die Burgers unter allen Umständen noch in derselben Nacht den Fluß wieder überschreiten und den Kop neu besetzen müßten.

Glücklicherweise war das Gewitter schnell vorübergezogen und vor Morgengrauen war dieser Schlüssel unserer Stellung wieder in burischen Händen. Inzwischen hatten Bullers Patrouillen den Kop abgesucht und natürlich berichtet, daß er geräumt sei. Dies gab für ihn den entscheidenden Grund zum Angriff, und so gerieten seine Soldaten gänzlich ahnungslos

unter vernichtendes Feuer, als sie sich morgens beim Beginn des Angriffs dem Kop näherten, um ihn zu besetzen.

Der entscheidende Fehler Bullers hat darin bestanden, daß er ihn nicht gleich durch seine Aufklärungsmannschaften besetzt halten ließ. Die Tatsache der unerwarteten Neubesetzung des Swartkops durch burische Scharfschützen trug sehr dazu bei, daß Buller nach beträchtlichem Verluste zurückging, ohne daß er im eigentlichen Sinne des Wortes geschlagen war, wie man vielfach annimmt. In Wirklichkeit sah er ein, daß er unter diesem Feuer von beiden Seiten seine Macht nicht zweckentsprechend entwickeln konnte. Er zog daher freiwillig seine Leute aus dem Gefechte heraus, wäre aber immer noch stark genug gewesen, uns im offenen Felde aufzureiben, falls wir so dumm gewesen wären, mit unsern müden Kämpfern, ohne Pferde und ohne genügende Munitionsvorräte ihn über den Fluß hinweg zu verfolgen.

Dies wäre um so törichter gewesen, als nur 5 km hinter seiner Kampfesfront entfernt sich sein Lager befand, wo noch 6000 Mann frische Reserven bereit standen in den Kampf einzugreifen. — — Daß in manchen anderen Fällen günstige Gelegenheiten nicht ausgenützt worden sind, ist nur zu sicher aber das wird menschlicherweise auch in jedem andern Kriege vorkommen, sodaß man es den Buren nicht als eine Ausnahme und eine Spezialität ihrer Kriegführung vorwerfen kann. Es darf auch nicht vergessen werden, daß in europäischen Kämpfen es gewöhnlich so ist, daß die siegreiche Seite die numerisch überlegene ist, während es in Südafrika nur zu oft umgekehrt der Fall war.

Daß man uns dickköpfig oder, wie wir Buren sagen, steifköpfig genannt hat, ist sicher berechtigt, denn wir sind das zweifellos, aber, wie so mancher Fehler, hat auch dieser seine gute Kehrseite. Diese Steifköpfigkeit ist oft unser größtes Glück gewesen, und in ihr steckt nicht zum wenigsten unsere Zukunftshoffnung. Ich kann unsern deutschen Stammesbrüdern auch nur steife Köpfe wünschen, denn mit biegsamem Nacken kann man sich wohl gelegentlich einmal gut durchwinden, aber auf

die Dauer kann man sich mit ihm nicht in vollen Ehren und in seinem Rechte behaupten.

Nur schwer habe ich mich entschlossen, auch etwas über die deutschen Mitkämpfer zu sagen, aus Furcht, mißverstanden zu werden oder eine endlose Kritik hervorzurufen, aber jeder, der mich kennt, wird meine Aeußerungen richtig verstehen, zu denen ich herausgefordert, ja verpflichtet worden bin, durch den vielfach laut gewordenen Vorwurf, als seien die Buren zu dickköpfig gewesen, um den guten Rat deutscher Ratgeber anzunehmen. Dies von vornherein zugegeben, so bleibt nur zu bedauern, daß wir die guten Ratgeber nicht unter den vielen andern richtig erkannt haben.

Das ist die ganze Sache, die ich nur noch etwas weiter ausführen will, weil man uns den Vorwurf macht, daß der Bur gegen alle Fremden ablehnend sei, ob gut oder schlecht, und das ist gewiß nicht der Fall.

Mir ist auf meinen Reisen in Deutschland oft gesagt worden, Deutschland habe auch viele Fremde, und man vertrüge sich ganz gut mit ihnen. Das ist sehr erklärlich, weil die meisten von diesen in Berlin, Dresden, Hannover, Leipzig oder München sitzen, entweder weil das Leben dort billiger ist als in Old-England oder weil dieselben deutsche Kunst und Wissenschaft studieren wollen. Das sind alles anständige Leute, die unter den Millionen des deutschen Volkes verschwinden. Ganz anders ist es in Südafrika, wo die meisten hinkommen, um sich so schnell wie möglich und oft skrupellos in ihren Mitteln zu bereichern, um dann mit vollem Geldbeutel wieder nach Hause zu ziehen. Wir Buren haben da wirklich zahllose böse Erfahrungen gemacht, und so ist es kein Wunder, daß der Bur geneigt ist, alle Fremden über einen Kamm zu scheren, bis er sie, ob sie nun Engländer, Deutsche, Holländer oder Franzosen sind, als gute Freunde und Nachbarn kennen gelernt hat. Dann aber weiß er sie auch zu schätzen wie jeden Landsmann und noch mehr.

Wir haben deutsche Missionare in unserm Lande, die wir gerade so verehren wie unsere afrikanischen Pastoren, deutsche und englische Aerzte nnd Rechtsanwälte, die wir sogar noch

höher stellen als die unsrigen, fremde, solide Geschäftsleute, mit denen wir gern und freundschaftlich Geschäfte machen, fremde Handwerker, deren bessere und überlegene Arbeit wir gern anerkennen. Aber auch im Kriege haben wir die Taten vieler deutscher Mitkämpfer im höchsten Maße gewürdigt, ich nenne nur Männer wie Major Albrecht, Kapitän von Dalwig, Oberst von Braun und viele andere.

Ich erinnere mich, daß nach der Gefangennahme Cronje's sich unter uns das Gerücht verbreitete, England wolle Offiziere austauschen, aber Cronje und Albrecht nicht zusammen auswechseln, sondern nur einen von beiden, weil sie im Zusammenwirken für sie zu schädlich seien. Und damals sprach sich unter uns die größte Mehrheit dafür aus, daß man sich Albrecht wiederholen solle. Kurz und gut, der Bur war mißtrauisch, aber leider oft mit Recht, und es konnte kaum vermieden werden, daß er mit den fremden Mitkämpfern — bleiben wir in diesem Falle bei den Deutschen — in Differenzen kam.

Zumal manche junge Offiziere kamen ganz ohne Kenntnis unserer Eigenart zu uns und stellten Ansprüche, die wir gar nicht erfüllen konnten, und die uns verletzen mußten. So kam es vor, daß ein junger Leutnant einen reichen und angesehenen Buren, der ihm gefiel, als Burschen zu sich kommandiert haben wollte, also für Dienste, die bei uns nur die Schwarzen tun. Daß das Aerger gab, ist doch menschlich verständlich. Dazu kam noch der grundsätzliche Unterschied in der Auffassung der Kriegsführung. Auf der einen Seite die militärischen Auffassungen europäischer Berufssoldaten, die gewohnt waren, mit dem Einsetzen und schlimmstenfalls auch mit dem Opfer großer Menschenmassen zu rechnen, um zum Erfolge zu kommen, auf der andern Seite unsere Buren, von denen jeder die Ueberzeugung hatte: „Wir sind nur ein kleines Häuflein, und so muß das Blut nach Möglichkeit geschont werden, wenn wir uns nicht gleich anfangs verbluten sollen."

Der eine kam aus einem Lande, wo man mit Automobilen fährt, und seine militärische Losung war: Vorwärts marsch! während der andere nur im Ochsenwagen fuhr und in dem

Grundsatz erzogen war: Langsam aber sicher! Beide hatten in ihrer Eigenart recht, aber konnten nicht gut zusammenstimmen. Und wenn wir auf das zurückblicken, was uns der Krieg gezeigt hat, so sind doch auch genügend Beweise dafür vorhanden, daß langsam, (natürlich nicht zu langsam, wie es leider öfter der Fall war!) aber sicher — doch die richtigste Kampfesweise gewesen ist, und daß die „Vorwärtsmarsch-Taktik und Kriegsführung" in Südafrika jedenfalls geändert werden muß. Ich erinnere nur an das Schicksal von Oberst Schiel und Colonel de Villebois-Mareuil.

Und wenn wir die jetzigen Vorgänge in Deutsch-Südwest-Afrika betrachten, so wird auch aus ihnen meiner Ansicht nach bestätigt, daß manche europäisch militärische Berechnung gewaltig schief ausfällt, wenn man sie in Südafrika anwenden will. Ich will mir kein Urteil über die kriegerischen Maßnahmen und Ereignisse da unten erlauben, aber folgende Episode mag beweisen, wie man sich über afrikanische Verhältnisse von Grund aus irren kann: Als ich mit einem deutschen Herrn, der Reserveoffizier ist, zu Beginn des Aufstandes über diesen sprach und ihm sagte, daß das nicht so leicht und schnell zu erledigen sein werde, wie manche Leute dächten, da erwiderte er mir: „Na, wenn unsere Schutztruppen nicht in 14 Tagen spielend mit den schwarzen Kerlen fertig werden, so sind sie nicht wert, deutsche Soldaten zu heißen!" 3 Monate später meldete ich mich freiwillig beim Kriegsminister zum Aufklärungsdienst im Herero-Aufstande, weil ich das Bedürfnis hatte, das zu erwidern, was so viele gute Deutsche in meinem Vaterlande getan haben.

Ein bekannter aktiver Offizier sagte mir, als er von meiner Absicht erfuhr, daß es jetzt keinen Zweck mehr habe, hinzufahren. Bevor ich dort unten ankäme, würde sicher schon alles vorbei sein." Seitdem sind wieder 3 Monate vergangen, und die deutsche Sache hat dort noch in den letzten Wochen schmerzliche Verluste erfahren müssen, und gegenwärtig werden wieder 1000 Mann Verstärkung hinausgeschickt! Die Zeit wird lehren, wann die Sache einmal wirklich fertig sein wird, und das wird nicht zum wenigsten davon abhängen, ob meine deutschen Freunde einsehen

lernen, daß man mit den Kaffern nicht Krieg führen kann und darf, wie mit einem Volk europäischer Rasse.

Offen gesagt war ich empört, als ich seiner Zeit las, daß Gouverneur Leutwein zu „Freiherrn von Bondel-Schwarz" ginge, um Friedensunterhandlungen einzuleiten. Es wäre besser gewesen, den „Freiherrn" erst durch entscheidende Niederlagen kirre zu machen, bis er zu Kreuze kroch und um Gnade und Frieden bat. Nur so kann er ein guter Untertan Deutschlands werden.

Den Kaffer als eine gegnerische kriegführende Macht zu betrachten und ihn dementsprechend ritterlich zu behandeln, wäre die törichtste Humanitätsduselei. Der Kaffer ist ein minderwertiger Mensch, — obwohl Sie bei der Präsentierung der Rechnung über die Kriegsunkosten sehen werden, wie teuer er Ihnen zu stehen kommen wird, zumal, wenn Sie die Kosten mit den Erfolgen vergleichen!

Nur ein Durchgreifen mit eiserner Faust kann hier Deutschland den endgültigen Erfolg sichern. Denn eins ist gewiß: **Deutsch-Südwest-Afrika hat eine Zukunft, wenn jetzt die Gelegenheit ausgenutzt wird.** Man mag sagen, was man will, Kolonialpolitik kann man nur treiben, wenn man das Heft fest in Händen hat. Wenn man nur im gefährlichen Moment schnell nach dem Messer greifen will, so passiert es nur zu leicht, daß man in das Messer selbst greift und sich dabei schneidet.

Jetzt ist für Deutschland die Gelegenheit gegeben, das Heft fest zu packen und den bisher verwöhnten Schwarzen auf den Standpunkt zu stellen, der ihm allein gebührt, und mit dem man allein etwas ausrichten kann: auf den Standpunkt des Arbeiters für die weiße Rasse. Ich habe oft in Deutschland beobachtet, wie man alles tut, um eine Rasse rein zu erhalten und zu pflegen. Der Gärtner tut es mit Bäumen und Blumen, der Landwirt mit Pferden und Rindern, der Jäger mit dem Wild, die Tierliebhaber mit Hunden, Katzen und Hühnern. Man setzt Preise und Prämien auf die Rassenreinheit und schreibt Stammbäume, die sie beweisen sollen. Nun sollten die Deutschen auch logisch sein und es mit den Menschen in ihrer Kolonie ebenso halten. Die Gleichgültigkeit und Kurzsichtigkeit, ja Frivolität,

mit der in Deutsch-Südwest-Afrika der Deutsche sich durch Vermischung mit dem Schwarzen an seiner Rasse versündigt, ist eine der schwersten Gefahren für die Zukunft der Kolonie und hat gewiß nicht wenig dazu beigetragen, den Respekt und die achtungsvolle Scheu, mit der der Schwarze an sich geneigt ist, die Ueberlegenheit der weißen Rasse anzuerkennen, zu vermindern und seine Gelüste zum Aufstande zu stärken.

Wenn der Deutsche dort nicht lernt, rassenstolz zu sein, so wie es der Bur den Schwarzen gegenüber in seinen Ländern ist, so wird das Fortpflanzungsprodukt dieser Tage eine Schmach und Schande sein für die kommende Generation und sicherlich unbrauchbar, um mit ihm eine gesunde Kolonie aufzubauen.

Eine schwarze Bevölkerung, der man die starke Hand gezeigt hat, und die man zur Arbeit fleißig anhält, wird eine Notwendigkeit und ein Segen für die Kolonie sein; eine Mischrasse aber mit den schlechten Eigenschaften der Schwarzen, gesteigert durch den Dünkel der Verwandtschaft mit den Weißen, wird eine ewig unzufriedene Bevölkerung bilden, die einmal in der Kolonie eine schlimmere Rolle spielen wird als die umstürzlerischste Sozialdemokratie in Deutschland selbst.

Daß wir mit dieser Beurteilung der Schwarzen recht haben, hat unser Krieg mit England zur Genüge erwiesen. Die drei Millionen Schwarzen, die rings um unser Land wohnen, haben es nicht gewagt, die gute Gelegenheit, die sich ihnen bot, Rache an uns zu nehmen, zu benutzen. Nur die von England kultivierten Schwarzen sind mit ihnen gegen uns gegangen.

Es kommt alles darauf an, daß die deutsche Regierung jetzt die Gelegenheit ausnützt, die ihr die Schwarzen selbst in die Hand gegeben haben, diese aus einem faulen Herrenvolk umwandelt in eine fleißige Arbeiterbevölkerung und das freiwerdende Land derselben benutzt, um in großem Maße fleißige deutsche Kolonisten in das Land zu setzen, die, aus gesunden bäuerlichen Verhältnissen stammend, einen Ekel davor haben, sich mit der minderwertigen schwarzen Bevölkerung zu beflecken. . . . . Hier kann ich nicht umhin, auch einige Worte über die Burenansiedlung in Deutsch-Südwest-Afrika zu sagen

Ich habe mit Befremden beobachtet, wie auf der einen Seite begeisterte Burenfreunde glaubten, man könne nicht genug Buren in die Kolonie hineinbekommen, während auf der andern Seite die amtlichen Kreise Deutschlands und insbesondere der Gouverneur Leutwein eine solche Bureneinwanderung als schädlich und für die Kolonie verderblich bezeichneten.

Nach meiner Kenntnis der dortigen Sachlage und meines Volkes haben beide gute Gründe zu ihrer Stellungnahme. Die deutschen Burenfreunde sagen sich, daß Leute, die für die Erhaltung ihrer niederdeutschen Art und Sitte ausdauernd Stand gehalten haben, auch brauchbare Stützen einer jungen Kolonie sein werden, wenn sie sich freiwillig den dort herrschenden Gesetzen und Regierungsgewalten unterwerfen, daß dieselben ferner auf Grund ihrer genauen Kenntnis des Landes und ihrer richtigen Behandlung der Eingebornen wertvolle Pioniere sein werden. Nun, das ist zweifellos richtig. Andererseits beruft sich das Gouvernement auf die mit den früher bereits ins Land gekommenen Buren gemachten schlechten Erfahrungen, und auch die sind nicht wegzuleugnen. Es kommt eben wieder auf das heraus, was ich schon einmal an einer andern Stelle gesagt habe, daß die Buren ebenso wenig wie andere Völker ein Volk von lauter Helden- und frommen Christen sind. Um die Sache richtig zu verstehen, muß man sich vor allen Dingen klar machen, — und dies nicht getan zu haben, ist die Kurzsichtigkeit des Gouvernements — aus was für Elementen die zuerst ins Land gekommenen Buren bestanden!

Diese Leute sind durchweg nicht aus Transvaal oder dem Freistaat gekommen, sondern aus der Kapkolonie, sie gingen hervor aus den schlechtesten Elementen des kapländischen Burentums. Es waren Leute, die sich nicht an Gesetz und Ordnung gewöhnen, die lieber im herrenlosen unkultivierten Lande herumtrekken wollten, als die Früchte eigenen Fleißes genießen.

Der Gouverneur Leutwein hat sicher Recht, wenn er gesagt hat, daß die „Trekkburen" nur eine Schädigung der Kolonie bedeuteten. Man darf die Trekkburen der heutigen Tage nicht mit unsern alten „Voortrekkers" verwechseln. Das waren

Männer, die, getrieben von einem hohen Freiheitsideal, Leib und Leben daransetzten, um sich in tausend Gefahren der Wildnis eine neue Heimat zu suchen. Die Trekkburen sind Leute, die keine Lust haben, sich in schon bestehende geordnete Verhältnisse einzufügen und fleißig auf der eigenen Farm zu „werken", sondern ohne Heimatssinn und ohne Lust zu geordneter Arbeit ihr Vieh andern auf die Weide führen, um so ein bequemes Fortkommen zu haben.

Solche Trekkburen waren es, die aus Kapland zuerst nach Deutsch-Südwest-Afrika gingen, manchmal auch, um sich der strafenden Hand des Gesetzes zu entziehen. Sich diese faule Gesellschaft vom Leibe zu halten, ist Pflicht und gutes Recht einer geordneten Verwaltung.

Ebenso kann ich es verstehen, wenn die Regierung gegenüber einzelnen Buren oder Burenfamilien, die mittellos während des Krieges hinüberkamen, sich zurückhaltend zeigte, da sicher der Gedanke nahe liegen mußte, daß diese Leute nur den Unbilden des Krieges entgehen wollten und nach Friedensschluß wieder in die alte Heimat zurückkehren würden. Etwas ganz anderes ist es aber, wenn Leute, die bisher in ihrer alten Heimat sich als fleißige, achtbare und angesehene Männer in gutem oder bescheidenem selbstgeschaffenen Wohlstande bewährt haben, nur um nicht unter der Flagge des ihnen verhaßt gewordenen Feindes zu leben, im deutschen Schutzgebiet eine neue Heimat suchen.

Solche Männer werden auch dort ihre Pflicht tun, sie werden der neuen Heimat treue Bürger werden, schon weil dies für sie die einzige Möglichkeit ist, nicht doch über kurz oder lang wieder unter englisches Joch zu kommen, und sie könnten der Kolonie durch ihre Erfahrung in der Viehzucht, ihre richtige Behandlung der Schwarzen, ihre Handgeschicklichkeit und ihre ganze genaue Beherrschung der südafrikanischen Verhältnisse nur zum größten Nutzen gereichen.

Darum möchte ich am Schlusse meiner schlichten Betrachtungen nicht meine Pflicht versäumen und auch an dieser

Stelle das Wort dafür erheben, daß man auch nach dieser Seite hin die gegenwärtige Situation ausnutzt.

Und nun, liebe Freunde, manche von Ihnen habe ich getroffen in den Tagen, als wir beide noch fest glaubten und hofften! Seitdem ist zwar manches anders geworden. Mehr als 20 000 Frauen und Kinder und 5000 Männer haben wir geopfert, und doch sind wir geknechtet. — Geknechtet, aber nicht geschlagen! Unser Gold, unsere Edelsteine sind erobert — unsere Herzen noch lange nicht!

Die Not in unserm Lande ist jetzt teilweise größer als während des Krieges, aber die letzten hundert Jahre haben unser Volk die Not überstehen gelehrt, durch das, was unser Wahlspruch ausdrückt: „Eendragt maakt magt"! („Eintracht macht stark"!)

Und dieser Spruch ruft jeden Afrikander zur Pflicht! Ja, auch ich sehne mich zurück in das Land voll Not und Elend, — zurück unter die geliebte Sonne meines teuren Vaterlandes, — zurück in die Natur, die das Grab einer seligen Muttter birgt, — zurück, um ein britischer Untertan zu werden, aber ein echter Afrikander zu bleiben! Denn: Blut ist dicker, als eine englische Flagge!

Gleichviel, welche Flagge auch über uns weht, — jedenfalls habe ich in meinem jetzt 3jährigem Leben unter Deutschen am besten einsehen gelernt, wie gut Deutsche und Buren miteinander auskommen, wie eng sie zusammengehören, und so glaube ich, nicht besser mich von meinen Freunden und Lesern verabschieden zu können, als mit dem Wunsche, daß eine kommende Zeit in Südafrika Deutsche und Buren in der Arbeit des Friedens, wie auch in den ernsten Tagen des Kampfes, in Blutsund Freundestreue Schulter an Schulter nebeneinanderstehend finden möge!

Heil!!!

Gedenktafel der Orte,

wie ich sie nacheinander für unsere Sache besucht habe!

München
Leipzig
Landau
Ulm
Plauen
Wurzen
Dresden
Chemnitz
Wiesbaden
Cassel
Dresden
Reichenberg(Böh.)
Warnsdorf
Teplitz
Leipa
Gablonz
Brünn
Kaaden
Heida
Kamnitz
Saaz
Düsseldorf
Mainz
Gießen
Offenbach
Marburg
Göttingen

Berlin 2 mal
Stettin
Potsdam
Magdeburg
Burg
Münster
Wanne
Essen
Gelsenkirchen
Mühlheim
Bochum
Steele
Bielefeld 2 mal
Gadderbaum
Bünde
Vlotho
Osnabrück
Lemgo
Hannover
Osterwick
H.-Münden
Markneukirchen
Reichenbach
Schleiz
Gelsnitz
Zwickau
Werdau

Frankenstein
Hirschberg
Bunzlau
Greifswald
Oschersleben
Hornburg
Badersleben
Brackwede
Salzuflen
Geynhausen
Walldorf
Detmold
Melle
Bramsche
Dingelstedt
Herten
Wanne
Castrop
Halle
Geynhausen
Kappeln
Tondern
Scherrebeck
Nordstrand
Fegetasch
Hoyer
Glückstadt

Neumünster
Lübeck
Ratzeburg
Itzehoe
Kellinghusen
Barmstedt
Husum
Uetersen
Schwerin
Altenkirchen
Amsterdam
Rostock
Neustadt
Beringstedt
Marne
Friedrichstadt
Meldorf
Pellworm
Sande
Wesselburen
Innien
Hohenwestedt
Heide
Riga
Ohrdruf
Arnstadt
Friedrichroda
Waltershausen
Gotha
Ruhla
Langensalza
Zella
Meiningen
Suhl
Heldburg
Eisleben

Thal
Egeln
Schlanstedt
Quedlinburg
Bornum
Förste
Hötensleben
Oschersleben
Halberstadt
Wernigerode
Lauterberg
Herzberg
Osterode
Blankenburg
Heidelberg
Mannheim
Neustadt
Karlsruhe
Bruchsal
Worms
Gießen
Hohenlimburg
Elberfeld
Hagen
Barmen
Hückeswagen
Wermelskirchen
Gevelsberg
Radevormwald
Wülfrath
Wetter
Bünde
M.-Gladbach
Krefeld
Odenkirchen
Rheydt

Mörs
Lüdenscheid
Velbert
Lüttringhausen
Remscheid
Aachen
Lindau
Zürich
Bregenz
Blaubeuren
Göppingen
Ulm
Rotenburg
Kissingen
Nürnberg
Fürth
Trostberg
München
Salzbach
Hof
Wunsiedel
Markt-Redwitz
Lübeck
Kiel
Sprendlingen
Darmstadt
N.-Ingelheim
Wöllstein
Nierstein
Oppenheim
Bingen
N.-Olm
Weinheim
Alzey
Zürich
Mülheim

Köln
Solingen
Oberbrügge
Haspe
Altena
Bitterfeld
Warsleben
Wackersleben
Ohrsleben
Gunsleben
Wickrathberg
Allstedt
Buttstedt
Lehrte
Jena
Echte
Heudeber
Erfurt
Zeulenroda
Ochsenwerder
Arolsen
Marburg
Butzbach
Corbach
Wetzlar
Pritzwalk
Wittstock
Kyritz
Klötze
Gebisfelde
Zeitz
Halle
Stettin
Bensheim
Heppenheim
Wimpffen

Fürth
Rimbach
Brandau
Waldmichelbach
Ernsthofen
Michelstadt
Reichelsheim
Hirschhorn
Lampertheim
Frankenberg
Stadtilm
Remda
Saalfeld
Dresden
Rabenau
Kesselsdorf
Deuben
Hohenstein
Sebnitz
Meißen
Radebeul
Treuen
Blasewitz
Pulsnitz
Bruck
Leoben
Gráz
Villach
Klagenfurth
Marburg a. Dr.
Wolfsberg
Pettau
W.-Feistritz
Cilli
Radkersburg
Salzburg

Mühlbach (in Siebenbürgen)
Hermannstadt
Mediasch
Kronstadt
Rosenau
Reps
Schäßburg
Broos
Bistritz
S. Regen
Agnetheln
Tegedorf
Groß-Schenk
Zeiden
Azuga
Heldsdorf
Kronstadt
Marglan
Hallein
Bischofshofen
Saalfelden
Linz
Wandersleben
Mühlberg
Erfurt
Berlin
Quedlinburg
Aue
Plauen
Cassel
Berlin 5 mal
Mombach
Mainz
N.-Ohm
Dieburg

O.-Ingelheim	Lausanne	Jüterbog
Nierstein	Freudenstadt 3mal	Berlin
Stadecken	Berlin	Lübeck
Schneeberg	Dennewitz	Wanzleben
Glauchau	Putlitz	Schönhagen
Schwarzberg	Heiligengrabe	Blumenthal
Pritzwalk	Perleberg	Berlin
Neudietendorf	Treysa	Eisenach
Schierke	Heiligenstadt	Mühlhausen
Bühren	Braunschweig	Witzenhausen
Vorlosen	Schmalkalden	Barterode.
Dransfeld	Steinbach-Hallen-	
Utzenhausen	berg	

Pastor van Heerden. Kommandant Jooste. General Kritzinger.

Pastor van Heerden, während des Krieges Feldprediger, und General Kritzinger, reisten zu Anfang des Jahres 1905 mit dem Herausgeber dieses Buches als Dolmetscher im Interesse der Waisenhäuser des Oranje-Freistaates durch Deutschland.

Anzeigen-Anhang.

Verehrte Geschäftsfreunde! Es ist meine Absicht, die Deutschen und die Buren wirtschaftlich miteinander in **direkten** Verkehr zu bringen.

In Süd-Afrika sind **zahllose** Buren-Winkels (Geschäfte), die von Afrikandern geführt werden, welche ihre Waren aus Deutschland **direkt** beziehen möchten, aber die nötigen Bekanntschaften und Adressen ꝛc. fehlen dazu. Dies und andere Gründe ließen in mir den Plan reifen, den ich nun zur Ausführung bringen möchte, nämlich ein Buch für meine Landsleute zu schreiben von ca. 200 Seiten, dessen Inhalt sich wesentlich mit dem Inhalt des vorliegenden „Aus der zweiten Heimat" deckt und dessen Wert ein bleibender ist. Dies Buch will ich dazu benützen, die deutschen Fabrikanten drüben bekannt zu machen und zwar **durch Aufnahme von Annoncen.** Dies soll gleichzeitig dazu dienen, die Unkosten des Buches zu bestreiten. 15000 Stück werden unentgeltlich verteilt in Transvaal, Orange-Freistaat, Natal und in der Kapkolonie, jedoch gegen freiwillige Gaben, die einem **Verein**, der für die Erziehung der im Kriege mittel- und elternlos gewordenen Kinder Sorge trägt, zufließen. Auf diese Weise denke ich eine bedeutende Summe für die Erhaltung des Germanentums zu erzielen, wovon kein Pfennig in meine Tasche fließen soll! Da ich aber ebensowenig wie ein anderer Mensch von Idealen allein leben kann, so gedenke ich einen Ueberschuß durch eine rege Beteiligung von Annoncierenden zu haben und nur diesen für mich zu verwenden.

Der Preis für die Inserate ist 1/1 Seite 50 M., 1/2 Seite 30 M., 1/3 Seite 25 M.

Ich bitte nun alle die geehrten Herren Fabrikanten, die mit Süd-Afrika Geschäfte anknüpfen wollen, auf diese Art durch ein Inserat in meinem Buche anzufangen. Dieses muß an meine Adresse bis zum 31. Dezember 1903 eingesandt werden.

J. P. Jooste,
Adresse: Berlin W. 9.

NB. Ich hoffe, da mir noch Mittel fehlen, daß meine verehrten Leser und besonders die Herren Buchhändler sich nicht daran stoßen werden, daß in der dritten Auflage dieses Werkes ein Anzeigenteil aufgenommen ist aus dem einfachen Grunde, meine Idee zu unterstützen. Weil ich einen besonderen Zweck erreichen will, darf ich wohl einen besonderen Weg gehen. Wenn der Weg auch nicht so ein feiner und eleganter ist, wie ihn die großen europäischen Literaturherren gehen, sondern ein holpriger „Burenpat" — die Hauptsache ist doch, daß er zum Ziele führt und daß das Ziel ein gutes ist.

Empfehlenswerte, beste deutsche
Textil-
Haushaltungs- ▭ Feinseifen ▭ Parfümerien

der altbewährten, umfangreichen Seifenfabriken
Firma **Rud. Herrmann** Begründet 1851
Berlin und Wriezen

Lieferant vieler Staats- und Stadtbehörden ⋄ Beliebte Bezugsquelle der Kaufleute, der Waschanstalten, der Gross-Industrie ⋄ ⋄ **An Private nur,** wo Herrmann's Seifen, Wohlgerüche, Seifenpulver nicht erhältlich ⋄ Jahres- ⋄ ⋄ ‹ ⋄ ⋄ umsatz gewaltig ⋄ ⋄ ⋄ ⋄ ⋄

CARL LANGERFELDT

Hoflieferant

BRAUNSCHWEIG (Deutschland)

⁕ Leinen-, Wäsche- und Bettwaren-Fabrik. ⁕

Damen-, Herren- und Kinderwäsche, Baumwollstoffe, Halbleinen, Tischwäsche, Küchenwäsche, Inlettstoffe, Bettdecken, Bettbezugstoffe. Baby-Ausstattungen. Braut-Ausstattungen. Schürzen, Unterröcke, Blusen, Morgenröcke, Wollene- und Wasch-Kleiderstoffe, Kinderbetten, Kinderwagen, Moseskörbe, Kinderröcke, Kinderschürzen, Kinderkleider. ⁕ ⁕ ⁕ ⁕ ⁕ ⁕ ⁕ ⁕ ⁕ ⁕ ⁕ ⁕ ⁕ ⁕ ⁕ ⁕

Gesamt-Wohnungs-Einrichtungen.

Schlafzimmer, Wohnzimmer, Speisezimmer, Herrenzimmer, Salons. Küchenmöbel, Zier- und Luxusmöbel, Büsten, Bronzen. ⁕ ⁕ ⁕ ⁕ ⁕ Gardinen, Rouleau-, Möbel- und Dekorationsstoffe, Fenster- und Türdekorationen, Teppiche, Vorlagen, Felle, Läuferstoffe, Linoleum, Tischdecken, Reisedecken, Schlafdecken, Diwandecken. ⁕ ⁕ ⁕ ⁕ ⁕

Freier Versand v. Proben, illustr. Sonderpreislisten, Zeichnungen u. Kostenanschlägen.

Hospiz am Brandenburger Tor.

Christliches Hôtel I. Ranges.

(Inh.: Berliner Stadtmission.)

BERLIN W9. Königgrätzerstr. 5.

Altbewährtes Haus 2 Minuten vom Potsdamer Bahnhof und Tiergarten. *

Zimmer von 2 Mark an.

* Preiskarten franko. *

Telephon: Amt VI, 7011. Telegramm-Adr.: Torhospiz.

Holländische Blumenzwiebeln.

Gebrüder Koolhoven,

OVERVEEN bei Haarlem (Holland).

Sie enthalten folgende Sorten:

Pakete v. Mk. 10,— für das Zimmer.

12 Hyazinthen in 12 Prachtsorten.
3 „ weisse Romdine.
6 Tulpen Duc van Tholl, scharlach.
6 „ „ „ „ rosa.
9 „ in 3 Sorten, einfache frühe.
6 „ „ 2 „ gefüllte „
15 Narzissen in 5 schöne Sorten.
50 Crocus „ 5 „ „
6 Jonquillen, einfache.
6 Compernelli.
15 Galanthus, Elwesie.
10 Scilla Liberica.
12 Allium Neapolitanum.
12 Triteleia Uniflora.

Pakete v. Mk. 10,— für den Garten.

25 Hyazinthen, einfache gemischte.
25 Einfache, frühe Tulpen „
25 Gefüllte „ „ „
25 Crocus, blau.
25 „ weiss.
25 „ bunt.
25 „ gelb.
25 Narzissen, compernelli.
50 Anemonen, einfache gemischte.
100 Ranunkeln, Französische.
50 Iris, Spanische, gemischt.
50 Scilla Liberica.
25 Galanthus Elwesii.

Diese Sortimente welche nur Blumenzwiebeln von bester Qualität enthalten, alle auf unseren eigenen Blumenfeldern zu Overveen gezogen, sind so reichhaltig zusammengestellt, dass eine vorteilhaftere Offerte nicht möglich ist. Nach Einsendung einer Postanweisung im Betrag von Mk. 10, werden diese Pakete vom 1. Sept bis Mitte Dezember, franko durch ganz Deutschland, o o o o o o o an die aufgegebenen Adressen versandt. o o o o o o o

Alliance-Hotel

austro-american u. Belle-Alliance-Hotel

Haus I. Ranges. Feines, ruh. Familienhotel.

Berlin W., Königgrätzer Strasse 32.

Zwischen Anhalter, Potsdamer und unweit des Lehrter Bahnhofs.

On parle français.
English spoken.
Si parla italiano.

Telephon Amt 9, No. 9352.
Haustelephon in jedem Zimmer.

Personenaufzug.
Elektr. Beleuchtung.
Dampfheiz. Bäder.

Blick a. d. Park Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen Albrecht v. Preussen, in unmittelbarer Nähe des Museums für Völkerkunde, Kunstgewerbemuseums, Abgeordneten- u. Herrenhauses, nächst d. Tiergarten, Reichstagsgebäude, aller Ministerien u. der Strasse Unter den Linden.

Vorausbestellung der Zimmer erwünscht.

Alleinreis. Damen finden gewünscht. Schutz. * Droschkenhalteplatz I. u. II. Kl. v. d. Hause

Bequemste Verbindung mit der Stadtbahn, Hochbahn u. elektr. Strassenbahn nach allen Gegenden der Stadt.

Lesesaal und Konversationszimmer stehen auch Passanten zur Verfügung.

Potsdamer u. Anhalter Bahnh. liegen so nahe, dass Droschke überflüssig u. d. Hausdiener d. Gepäck abholen u. hinbringen k. Hausdiener a. orangegelben Kragen kenntl.

Salons: Preis je nach Grösse.
Zimmer m. 1 Bett v. Mk. 3,-- an } inklus. Licht und
Zimmer m. 2 Betten v. Mk. 5,— an } Dampfheizung.

Frühstück i. Saal Mk. 1,—, i. Zimmer Mk. 1,25, Schokolade oder Kakao 25 Pf. teurer.

Promptes Service bei Hof- und Privatfestlichkeiten.

Die Zimmer haben durchweg vornehme Einrichtung und vorzügliche Betten. Gute Küche und gutgepflegte, auch alkoholfreie, Getränke selbstverständlich.

Um gütige Weiterempfehlung bittet:

Otto Hartmann, Besitzer.

Zugleich Besitzer des Hotels **„Curhaus"** und **„Fürstenhöh"** in Schlierke im Harz.

Anerkannt beſtes Fabrikat

Burger-Harmonium

Preisliſte frei!

für geiſtliche
und weltliche Hausmuſik.

Hermann Burger, Bayreuth
(Bayern).

Fabrikzeichen.
Eingetragen am 13. Juni 1731.

Hoflieferant Sr. Maj. des Kaisers u. Königs. | K. und K. Hofstahlwaren-Fabrikant.

Paris 1900: „Grand Prix". Düsseldorf 1902: „Goldene Medaille".
St. Louis 1904: „Grand Prix".

J. A. HENCKELS

Zwillingswerk in Solingen

fabriziert und empfiehlt:

Stahlwaren bester Qualität.

Für jedes Stück, welches das Zwillingszeichen trägt, wird unbedingte Gewähr geleistet.

Wo Geschäfte der Branche mein Fabrikat nicht führen, bitte sich zu wenden an die **Hauptniederlage:**

BERLIN W., Leipzigerstrasse 118.

Eigene Verkaufsniederlagen:

Cöln a. Rh, Hohestr. 144. **Dresden**, Wilsdrufferstr. 7. **Frankfurt a. M.**, Steinweg 9. **Hamburg**, Gr. Johannisstr. 6. **Wien** I., Kärnthnerstr. 24.

Dr. Dr. Teuscher's Sanatorium

Physik. diätet. Kurmethoden. — Oberloschwitz — Weisser Hirsch. bei Dresden.

Für Nerven-, Stoffwechsel-Kranke u. Erholungs-Bedürftige.

Dr. H. Teuscher, Nerven-Arzt. Dr. P. Teuscher, praktischer Arzt.

Prospekte.

Neues Badehaus, elektrisches Licht, Zentralheizung. **Winterkuren.**

Dr. H. Schuster's Lehranstalt

Gegr. 1882. — in **LEIPZIG** Sidonien-Strasse 59, am Flossplatz. — **Pension.**

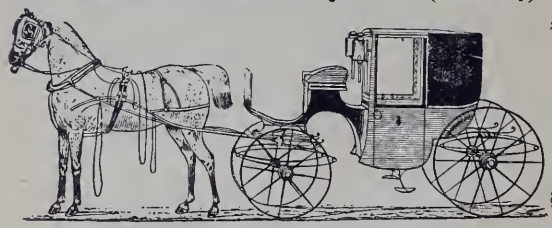
Vorbereitung für alle **Reifeprüfungen.**
„ „ **Prima-, Fähnrichs-** und **Seekadettenprüfung.**
„ „ **Einjähr.-Freiw.-Prüfung.**
„ „ alle **Klassen höherer Schulen**

Vollständige **Gymnasialklassen** von Sexta bis Prima mit **Realabteilungen.**

Vorzügliche Erfolge. — Prospekt kostenlos. **Dr. H. Samter.**

Paul Axthelm ☐ Hofwagenfabrik ☐ Weimar

Fabrik für besseren Wagenbau (Germany)



Eigene Stellmacherei, Schmiede, Sattlerei und Lackiererei.

liefert sehr preiswert alle Arten Wagen:
wie **Landauer ▪ Coupés ▪ Halbverdecks ▪ Selbstfahrer ▪ Jagd- und Feldwagen u. s. w.** in nur höchst solider Ausführung.

Export nach allen Ländern.

Hospiz der Berliner Stadtmission.

BERLIN W, Mohrenstr. 27/28.

Christl. Hôtel I. Ranges

nahe dem Mittelpunkt der Stadt.

Zimmer von 2 Mk. an.

Preiskarten franko.

Fahrstuhl.

Telephon: Amt I, 2558.

Telegramm-Adr.: Hospiz Mohrenstr.

v. Tippelskirch & Co.,

BERLIN W., Potsdamerstrasse 127/128.

Eigener Fabrikbetrieb: N., Usedomstr. 21.

Vertreten in

Swacopmund (Deutsch-Südwest-Afrika) durch v. Tippelskirch & Co., G. m. b. H.,

Tsingtau (Kiautschau-Gebiet) durch Kiautschau-Gesellschaft m. b. H. und Kabisch & Co.

„The Germans to the front"

Einziges Spezialgeschäft Deutschlands für komplette Tropenausrüstungen.

Illustr. Preilisten und Spezialaufstellungen gern zu Diensten.

Passage-Agentur der Woermann-Linie, der Deutschen Ost-Afrika-Linie und der Hamburg Amerika-Linie.

Madeira- und Las Palmas-Reisende machen wir auf unsere Hotelabmachungen aufmerksam. — Auskunft kostenlos.

Schierke im Harz.

Cursaal,

Gesellschaftsräume, Lese- und Konversationssäle mit Restaurant und Café.
Ideale Verpflegungsstation für Touristen.
Diner zu Mark 3,—. Kleines Diner zu Mark 2,—.
Mittagstisch M. 1,50 à la carte.
Pilsener Urquell, Münchener u. einheimisches Bier.
Schönste zentrale Lage.
Brausebäder für Touristen bei gleichzeitigem Trocknen der Leibwäsche.
Arzt, Apotheke u. Post nebenan. ⟡ Nahe der Bahn. ⟡
Telefon No. 8. **Die Cursaal-Verwaltung.**

Schierke im Harz.

Fürstenhöh.

Hotel und Pension I. Ranges. Wirkliches Heim der besseren Gesellschaft.
Bis 25. Juni u. ab 10. September ermässigte Preise.
Elektrisches Licht. — Dampfheizung. — Glasveranda. — Waldpark.
Erstklassiger Lawn-Tennisplatz.
⟡ Telefon No. 8 ⟡ Der Besitzer: **Otto Hartmann.**
Gleichzeitig Besitzer des Alliance-Hotel, Berlin, Königgrätzerstr. 32.

Schierke i. Harz.

Curhaus, vornehm. Hotel u. Pension I. Ranges

Im Parterregeschoss neueste Bäderanlage inkl. elektrische Lichtbäder.
Elektrisches Licht. Dampfheizung. Personenaufzug.
Telefon No. 21. **Die Curhaus-Direktion.**
Sommer und Winter geöffnet.

Ohrdruf in Thüringen

Heilanstalt für Chronisch-Kranke und Erholungsbedürftige

von **Dr. Weigel**, prakt. Arzt.

Zur Anwendung gelangen alle wissenschaftlich erprobten Heilmethoden, insbesondere Wasser- und Lichtheilverfahren und Elektrotherapie.

Prachtvolle Umgebung. — Auch im Winter geöffnet. — Prospekte.

Fernsprecher 633.

Prämiiert: Leipzig 1897. Gent 1893. London 1891.

Engros. o Export.

Zeiss & Schneevoigt

Katharinenstr. 19. ⟡ LEIPZIG ⟡ Katharinenstr. 19.

Rahmen- und Leisten-Fabrik

(Dampfbetrieb).

Spezialität: Moderne stilisierte Rahmen. Gekröpfte Rahmen.

Engros. — Export.
Gegründet 1882.

Fernsprecher:
Amt VI, 2141.

Möbel-Fabrik

von

F. W. STEHMANN

Tischlermeister

Wohnungs-Einrichtungen

BERLIN SW. 47, York-Str. 59.

Elegant herrschaftliche und bürgerliche Möbel für Salons, Herren-, Speise-, Schlaf- und Wohnzimmer, Küchen- und Vorplatzmöbel. Einfache Möbel für kleine Wohnungen.

Ein Museum im Hause

bilden

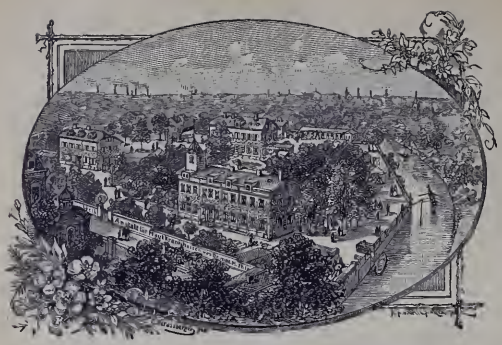
R. Voigtländers
Farbige Künstler-Steinzeichnungen
in Wechselrahmen.

Veraltet und **unzweckmäßig** ist es, stets dasselbe Bild vor Augen zu haben; Gewöhnung stumpft den Genuß ab, Wechsel erfreut. Jetzt kauft man für den Preis, den man bisher für **eine** Radierung, **eine** Grapüre, **eine** Photographie oder für einen „Oeldruck" zu zahlen pflegte, **ein Dutzend** von R. Voigtländers Künstler-Steinzeichnungen mit mehreren Wechselrahmen. Die Bilder sind auswechselbar mit wenigen einfachen Handgriffen. In jedem Rahmen ist hinter dem sichtbaren Bilde Raum für die staubfreie Aufbewahrung von vier bis fünf andern. Jederzeit ist die Sammlung durch neue Bilder zu vermehren ohne Kosten für neue Rahmen. **Jeder kaufe nach seinen Mitteln.** Man kann mit einem Bilde (1½ M.!) so gut beginnen als mit fünfzig; für den bescheidensten Betrag aber bekommt man **echte Kunst.**

Drei Bildgrößen: 100×70 cm. Das Blatt 6 Mk. — 75×55 cm. Das Blatt 3—5 Mk. — 41×30 cm. Das Bl. 2½ Mk.

Ein ausführlicher Katalog mit Erläuterungen der einzelnen Bilder, mit einer Einführung in die Eigentümlichkeit der Künstler-Lithographie und mit Urteilen der Presse, sowie die **Rahmen-Preisliste** wird auf Wunsch postfrei versandt von

R. Voigtländers Verlag in Leipzig, Breitkopfstr. 7.



Sanatorium
für
Hautleiden ⌖ ⌖ u. Kosmetik
von
Dr. Max Ihle
Leipzig - Lindenau.

3 Villen im 6500 Quadratmeter grossen Park (vis-à-vis dem Palmengarten). Beste Verpflegung. Streng wissenschaftliche Spezialbehandlung.

Ausführliche Prospekte frei.

MARBURGER TAPETEN-FABRIK J.B.SCHAEFER

Fabrik Casselerstrasse 7u.8a

Fabrik Pilgrimmstein 22 u 23 a b i s F.
REICHSBANK GIRO-CONTO.
Telegramm Adresse:
TAPETENFABRIK MARBURG.

Tagesproduktion 40 000 Rollen.
*** Export nach allen Ländern. ***

Esel und Hunde mit Stimme.

Ziegen und Schafe mit Stimme.

C. E. Meinung, Kinderspielwarenfabrik, Ohrdruf.

Spez.: **Mit Naturfell überzogene Schaukel- und Fahrpferde,** sowie **andere Tiere.**
Wagen bespannt mit Ochsen etc. — **Export nach allen Erdteilen.**

Einband des Werkes „Jooste, Aus der zweiten Heimat“ ist bei Lüderitz & Bauer hergestellt.

DRIVER & TOEPFER

Leipzig-Neuschönefeld

gegr. 1882

Inhaber: C. TOEPFER

Fabrikation von

Piano- und Flügelmechaniken.

Prämiiert mit goldner Medaille. o
Lieferant erster Firmen. o o o o

Preiskurante und Modelle stehen auf Wunsch zu Diensten.

Der Alldeutsche Verband,

erstanden aus dem Widerspruch gegen den Sansibar-Vertrag vom 1. Juli 1890, ist eine Zusammenfassung aller

Deutschgesinnten der entschiedeneren Tonart

die ohne Rücksicht auf die Gunst oder Ungunst der Regierenden und der großen Masse, unabhängig von den politischen Parteien und Fraktionen, alles **bekämpfen,** was im und am deutschen Volke noch **undeutsch** ist, und die allen denen, die im Auslande oder Inlande um ihres Deutschtums willen bedrängt werden, hilfreiche Hand bieten.

Der Alldeutsche Verband hält die staatliche Entwickelung des deutschen Volkes nicht für abgeschlossen. Im Innern will er

das Gewissen des deutschen Volkes

sein, und nach außen erstrebt er

die Gemeinbürgschaft aller deutschen Stämme

der hochdeutschen und der niederdeutschen.

In unserer Zeit der Halbheit, Laubeit und Zweckmäßigkeit will er die Deutschen zum Selbstbewußtsein, zur Unabhängigkeit und Rücksichtslosigkeit erziehn. Solche Bestrebungen hat er betätigt in der Polenfrage, der Flottenvermehrung, der deutsch-österreichischen Frage, der Frage des Schutzes der Deutschen im Auslande, in der Delagoafrage, in der Stellungnahme gegenüber den Ursachen und Wirkungen des südafrikanischen Krieges, sowie neuerlich in der Frage der Landkonzessionen in unserem Deutsch-südwestafr. Schutzgebiet und in der Marokkoangelegenheit.

Der Verband zählt rund 20000 Einzelmitglieder, die in 210 Ortsgruppen zusammengefaßt sind, und weit über 100000 körperschaftliche Mitglieder.

Sein Organ sind die

Alldeutschen Blätter,

die sich aus einfachen Mitteilungen zu einer angesehenen **Wochenschrift** entwickelt haben, und die jedem Deutschgesinnten eine reiche Quelle der Anregung bieten.

Der Mitgliedsbeitrag beläuft sich auf 2 Mk., das Bestellgeld der Alldeutschen Blätter für Mitglieder auf 4 Mk., für andere auf 6 Mk. (Eintrittsgeld 1 Mk.)

Anmeldungen werden erbeten an die **„Geschäftsstelle des Alldeutschen Verbandes" Berlin W 35,** Steglitzerstr. 77.

Paul Reichardt

BERLIN W 8, Kronenstrasse 16.

Spezialgeschäft für Amateur - Photographie.

Alle Systeme von Moment- und Reise - Apparaten.

Tropen-Ausrüstungen.

Entwickeln von Platten und Films.

Alle Arten Kopien u. Vergrösserungen.

Preislisten gratis und franko.

Pianinos ~ Flügel ~ Harmoniums
~ ~ Klavierspielapparate ~ ~

Wilhelm Menzel
Pianino- und Flügel-Fabrik

BERLIN O., Warschauerstrasse 58

Prämiiert mit höchsten Preisen

Jahresproduktion üb. 2000 Instrumente

Prämiiert mit höchsten Preisen

Nur erstklassiges Fabrikat zu soliden Preisen.

Filiale: Charlottenburg, Kant- und Weimarerstr.-Ecke

II. Verkaufsstelle und reiches Musterlager.

Spezialität: Pianos und Flügel nach Zeichnung in jeder Holz- und Stilart, zu Möbeleinrichtungen passend.

Epochemachende Neuheit: **Wilhelm Menzels Ideal-Pianinos**
Piano mit zwei Klaviaturen
Janko-Pianinos.